Gedichte

von

H. Heine.

Berlin,
in der Maurerschen Buchhandlung.
1822.

14,650. 488.
Sächs. Landes-Bibl.

Zueignung.

Mir träumte einſt von wildem Minneglüh'n,
Von hübſchen Locken, Myrten und Reſede,
Von ſüßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düſt'rer Lieder düſter'n Melodie'n.

Verblichen und verweht ſind längſt die Träume,
Verweht iſt auch mein liebſtes Traumgebild!
Geblieben iſt mir nur was gluterfüllt
Ich einſt gegoſſen hab' in weiche Reime.

Du bliebst, verwaistes Lied! Verweh' jetzt auch,
Und such' das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüße mir's, wenn du es aufgefunden,—
Dem luft'gen Schatten send' ich luft'gen Hauch.

Inhalt.

Traumbilder.

Die Wundermaid . . . . . Seite 5

Der Glückwunsch . . . . . — 8

Die Trauung . . . . . — 9

Die Hochzeit . . . . . — 10

Der Kampf . . . . . — 13

Die Brautnacht . . . . . — 17

Der Kirchhof . . . . . — 22

Die Blasse . . . . . — 32

Das Erwachen . . . . . — 34

Minnelieder.

Minnegruß . . . . . — 39

Minneklage . . . . . — 41

Sehnsucht . . . . . — 44

Erwartung . . . . . Seite 46
Ungeduld . . . . . — 47
Das Wörtlein Liebe . . . . — 48
Holzmeyer . . . . . — 49
Die weiße Blume . . . . — 50
Lebewohl . . . . . — 52
Abfahrt . . . . . — 54
Auf dem Rhein . . . . . — 56
Ahnung . . . . . — 58
Nachhall . . . . . — 59
Der Traurige . . . . . — 61
Die Vermählte . . . . . — 62

Romanzen.

Die Weihe . . . . . — 67
Die Bergstimm . . . . . — 70
Die Brüder . . . . . — 71
Der arme Peter . . . . . — 73
Lied des gefangenen Räubers . . . — 76

Die Grenadier . . . . . Seite 77
Die Bothſchaft . . . . . — 79
Die Heimführung . . . . . — 80
Don Ramiro . . . . . — 81
Belſatzar . . . . . — 90
Die Minneſänger . . . . . — 93
Ständchen eines Mauren . . . . — 95
Die Fenſterſchau . . . . . — 96
Der wunde Ritter . . . . . — 97
Des Knaben Waſſerfahrt . . . — 99
Das Liedchen von der Reue . . . — 101

Sonette ꝛc.

Sonettenkranz an Aug. Wilh. von Schlegel — 107
An Carl v. U. . . . . — 110
An Hofrath Georg S. in Göttingen — 111
An J. B. R. . . . . — 112
An meine Mutter, B. Heine, geb. v. Geldern — 113
An H. Str. . . . . — 115

Fresko-Sonette an Christian S. . Seite 116
Die Nacht auf dem Drachenfels, an Fritz v. B. — 126
An Str. . . . . — 127
An Alexander, Pr. v. W. . . . — 128
An Fritz St. . . . . — 129
An Franz v. Z. . . . . — 130
An eine Sängerinn . . . . . — 132
Die Lehre . . . . . — 134
Das Lied von den Dukaten . . — 135
Gespräch auf der Paderborner Heide — 137
Traum und Leben . . . . . — 140
An Sie . . . . . — 142

Uebersetzungen aus Lord Byrons Werken.

Manfred . . . . . — 145
Lebewohl . . . . . — 160
An Inez (Childe Harold; erster Gesang.) — 165
Gut' Nacht. (Childe Harold; erster Gesang.) — 167

Traumbilder.

Die Wundermaid.

Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich.
Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,
Und in dem Herzen wogt mir's wild.

Das war ein Garten wunderschön,
Da wolt' ich lustig mich ergehn;
Viel Blümlein meine Augen sah'n,
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitscherten die Vögelein
Viel muntre Liebesmelodei'n;
Von Goldglanz war die Sonn' umstrahlt,
Die Blümlein lustig bunt bemalt.

Viel Balſamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und alles ſchimmert, alles lacht,
Und zeigt mir freundlich ſeine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbronnen ſtand;
Da ſchaut' ich eine ſchöne Maid,
Die emſig wuſch ein weißes Kleid.

Die Wänglein ſüß, die Aeuglein mild,
Ein blondgelocktes Heil'genbild;
Und wie ich ſchau, die Maid ich fand
So fremd und doch ſo wohlbekannt.

Die ſchöne Maid beeilt ſich ſehr,
Sie ſummt ein ſeltſam Liedchen her:
„Rinne, rinne Wäſſerlein,
„Waſche, waſche Hemde rein.“

Ich kam und nahete mich ihr,
Und flüſterte: O ſage mir,
Du wunderſchöne, ſüße Maid,
Für wen iſt dieſes weiße Kleid?

Da ſprach ſie ſchnell: Sey bald bereit,
Ich waſche dir dein Todtenkleid!
Und wie ſie dies geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —

Wie fortgezaubert ſtand ich bald
In einem düſtern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich ſtand erſtaunt und ſann und ſann.

Und horch! welch dumpfer Wiederhall!
Wie ferner Aextenſchläge Schall;
Ich eil' durch Buſch und Wildniß fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da ſtand ein großer Eichenbaum;
Und ſieh! mein Mägdlein wunderſam
Haut mit dem Beil den Eichenſtamm.

Und Schlag auf Schlag, und ſonder Weil',
Summt ſie ein Lied und ſchwingt das Beil:
„Eiſen blink, Eiſen blank,
„Zimmre hurtig Eichenſchrank.“

Ich kam und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wundersüßes Mägdelein,
Wem zimmerst du den Eichenschrein?

Da sprach sie schnell: Die Zeit ist karg,
Ich zimmre deinen Todtensarg!
Und wie sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —

Es lag so bleich, es lag so weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid;
Ich wußte nicht wie mir geschah,
Und heimlich schauernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schweif',
Gewahr' ich einen weißen Streif,
Ich eilt' drauf zu, und eilt' und stand,
Und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid stand weiße Maid,
Grub tief die Erd' mit Grabescheit.
Kaum wagt ich noch sie anzuschau'n,
Sie war so schön und doch ein Grau'n.

Die schöne Maid beeilt sich sehr,
Sie summt ein seltsam Liedchen her:
„Spaten, Spaten, scharf und breit,
„Schaufle Grube tief und weit.“

Ich kam und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Was diese Grube hier bedeut't?

Da sprach sie schnell: Sey still mein Knab',
Ich schaufle dir ein kühles Grab.
Und als so sprach die schöne Maid,
Da öffnet sich die Grube weit;

Und als ich in die Grube schaut',
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt' ich hinein, — und bin erwacht.

Der Glückwunsch.

Im nächt'gen Traum hab' ich mich selbst geschaut,
In schwarzem Gallafrack und seidner Weste,
Manschetten an der Hand, als ging's zum Feste,
Und vor mir stand mein Liebchen süß und traut.
Ich beugte mich und sprach im Hofton': „Sind Sie Braut?
„Ei! ei! so gratulir' ich, meine Beste!"
Doch fast die Kehle mir zusammenpreste
Der langgezog'ne, vornehm kalte Laut.
Und bitt're Thränen plötzlich sich ergossen
Aus Liebchens Augen, und in Thränenwogen
Ist mir das holde Bildniß fast zerflossen.
O, süße Augen, fromme Liebessterne,
Obschon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

Die Trauung.

Im Traum ſah ich ein Männchen klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäſche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und ſchmutzig.
Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von außen voller Würdigkeit;
Von der Courage ſprach es lang und breit,
Und that ſogar recht ſtutzig und recht trutzig.
„Und weiſt du wer das iſt? Komm her und ſchau'!"
So ſprach der Traumgott, und er zeigt mir ſchlau
Die Bilderfluth in eines Spiegels Rahmen.
Vor einem Altar ſtand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, beide ſprachen: Ja!
Und tauſend Teufel riefen lachend: Amen!

Die Hochzeit.

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Glut?
Es kocht mein Blut und zischt und gährt,
Und grimme Glut mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll, die Flamme wild,
Weil zu mir kam ein Traumgebild;
Es kam der finstre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Fackelglanz und Harfenbraus;
Viel dumpfe Stimmen schollen drein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitfest;
Zu Tafel saßen froh die Gäst'.
Gar vornehm saß der Bräutgam da, —
O Weh! mein Lieb als Braut ich sah.

Es war mein eignes Liebchen ſüß,
Die dort ein Mann ſein Bräutchen hieß;
Dicht hinter'm Ehrenſtuhl der Braut,
Da blieb ich ſtehn, gab keinen Laut.

Es rauſcht Muſik, — gar ſtill ſtand ich;
Der Freudenlärm betrübte mich.
Der Bräutgam oft gar zärtlich blickt,
Die Braut erwiedert's hold, und nickt.

Der Bräutgam füllt den Becher ſein,
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; ſie lächelt Dank, —
O Weh! mein rothes Blut ſie trank.

Die Braut ein hübſches Aepflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm ſein Meſſer, ſchnitt hinein, —
O Weh! das war das Herze mein.

Sie äugeln ſüß, ſie äugeln lang,
Der Bräut'gam kühn die Braut umſchlang,
Und küßt ſie auf die Wangen roth, —
O Weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund',
Daß ich kein Wörtlein ſprechen kunt.
Da rauſcht es auf, der Tanz begann;
Das ſchmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich ſtand ſo leichenſtumm,
Die Tänzer ſchweben flink herum; —
Zwei leiſe Wörtlein Bräut'gam ſpricht,
Die Braut wird roth, doch zürnt ſie nicht.

Des Bräutgams Augen Funken ſprüh'n;
Schön Bräutchens Wangen ſchamhaft glüh'n;
Sie ſchleichen fort in's Brautgemach;
Ich aber ſchleiche hintennach.

Ich ſchleich' einher, und zitt're ſehr,
Rings um mich flammt ein Glutenmeer,
Die Erde unter mir erkracht, —
Da zuckt mein Herz, — und ich erwacht'.

Der Kampf.

Im ſüßen Traum, bei ſtiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zauberpracht,
Die lang erſehnte Liebſte mein,
Und goß mir Glut in's Herz hinein.

Und wie ich ſchau', erglüh ich wild
Und wie ich ſchau, ſie lächelt mild,
Und lächelt bis das Herz mir ſchwoll,
Und ſtürmiſch kühn das Wort entquoll:

„Nimm hin, nimm alles was da mein,
Mein Liebſtes will ich gern dir weih'n,
Dürft' ich dafür dein Buhle ſeyn,
Von Mitternacht bis Hahnenſchrei'n."

Da ſtaunt' mich an gar ſeltſamlich,
So lieb, ſo weh, und inniglich,
Und ſprach zu mir die ſchöne Maid:
So gieb mir deine Seligkeit.

„Mein Leben ſüß, mein junges Blut,
Gäb' ich, mit Freud und wohlgemut,
Für dich, O Mädchen engelgleich, —
Doch nimmermehr das Himmelreich."

Wohl brauſt hervor mein raſches Wort,
Doch blühet ſchöner immerfort,
Und immer ſpricht die ſchöne Maid:
O gieb mir deine Seligkeit!

Dumpf dröhnt dies Wort mir in's Gehör,
Und ſchleudert mir ein Glutenmeer
Wohl in den tiefſten Seelenraum;
Ich athme ſchwer, ich athme kaum. —

Das waren weiße Engelein,
Die glänzten hell im Roſenſchein;
Nun aber ſtürmte wild herauf
Ein gräulich ſchwarzer Koboldhauf'.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die ſchwarze Schaar
In Nebelduft zerronnen war. —

Ich aber wollt' in Luſt vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen ſchön;
Wie'n Rehlein ſüß umſchmiegt ſie mich,
Doch weint ſie auch recht bitterlich.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,
Und küß' ihr Roſenmündlein ſtumm —
„O ſtill', feins Lieb, die Thränenfluth,
Gieb her, feins Liebchen nur Minneglut."

„Ergieb dich meiner Minneglut —"
Da plötzlich ſtarr't zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend ſeinen Schlund.

Und aus dem Abgrund ſchwarz und graus
Stieg wild die ſchwarze Schaar heraus.
Aus meinen Armen ſchwand feins Lieb;
Ich ganz alleine ſtehen blieb.

Da tanzt im Kreiſe wunderbar,
Um mich herum, die ſchwarze Schaar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter ſchallt.

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer ſummt die Schauerweiſ':
Du gabeſt hin die Seligkeit,
Gehörſt uns nun in Ewigkeit!

Die

Die Brautnacht.

Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?
Blutfinstrer Gesell, was zögerst du noch?
Schon sitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht nah't schon, — es fehlt nur die Braut.

Viel schauernde Lüftchen vom Kirchhofe weh'n;
Ihr Lüftchen, ey! habt Ihr mein Bräutchen gesehn?
Viel blasse Larven gestalten sich da,
Umknixen mich grinsend, und nicken: O ja!

Pack' aus, was bringst du für Bothschafterei,
Du schwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
„Die gnädige Herrschaft meldet sich an,
Gleich kommt sie gefahren im Drachengespann."

Du herzlieb grau Männchen, was ist dein Begehr?
Mein todter Magister, was treibt dich her?
Er schaut mich mit schweigend trübseligem Blick,
Und schüttelt das Haupt, und wandelt zurück.

Was winſelt und wedelt mein zott'ger Geſell?
Was glimmert ſchwarz Katers Auge ſo hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme bleib heut mit dem Singſang zu Haus,
Das Elapopeia iſt lange ſchon aus;
Ich fey're gar heute mein Hochzeitfeſt, —
Da ſchau' mahl, dort kommen ſchon zierliche Gäſt'.

Da ſchau' mahl! Ihr Herren, das nenn' ich galant!
Ihr tragt ſtatt der Hüte die Köpf' in der Hand!
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgen-Ornat,
Der Wind iſt ſtill, warum kommt Ihr ſo ſpat?

Da kommt auch alt Beſenſtielmütterchen ſchon,
Ach ſegne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn!
Da zittert der Mund im weißen Geſicht:
„In Ewigkeit Amen!“ alt Mütterchen ſpricht.

Zwölf winddürre Muſiker ſchlendern herein;
Blind Fiedelweib holpert wohl hintendrein.
Da ſchleppt der Hanswurſt, in buntſcheckiger Jack',
Den Todtengräber huckepack.

Da tanzen zwölf Klosterjungfrauen herein;
Die schielende Kupplerinn führet den Reih'n.
Da folgen zwölf lästerne Pfäffelein schon,
Und pfeiffen ein Schandlied im Kirchenton'.

Herr Trödler, o schrei dir nicht blau das Gesicht.
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heitzet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen sind bucklicht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengesichter mit Heuschreckenbein,
Hei! laßt mir das Rippengeklapper nur seyn!

Die sämmtliche Höll' ist los fürwahr!
Und lärmet und schwärmet in wachsender Schaar;
Sogar der Verdammniß-Walzer erschallt, —
Still, still, nun kommt mein feins Liebchen auch bald.

Gesindel sey still, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum selber mein leibliches Wort, —

Ey, raſſelt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchinn, wo biſt du? ſchnell öffne das Thor.

Willkommen, feins Liebchen, wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen, Herr Paſtor, ach nehmen Sie Platz!
Herr Paſtor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eu'r Hochwürden Dienſteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was ſtehſt du ſo ſtumm und bleich?
Der Herr Paſtor ſchreitet zur Trauung ſogleich;
Wohl zahl ich ihm theure, bluttheure Gebühr,
Doch dich zu beſitzen gilt's Kinderſpiel mir.

Knie' nieder, ſüß Bräutchen, knie' hin mir zur Seit'! —
Da kniet ſie, da ſinkt ſie, — o ſeelige Freud! —
Sie ſinkt mir an's Herz, an die ſchwellende Bruſt, —
Ich hielt ſie umſchlungen mit ſchauernder Luſt.

Die Goldlockenwellen umſpielten uns beid';
An mein Herze pochte das Herze der Maid.

Sie pochten wohl beide vor Luſt und vor Weh,
Und ſchwebten hinauf in die Himmelshöh'.

Die Herzlein ſchwammen im Freudenſee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh';
Doch über die Häupter viel Grauſen ſich regt,
Da hatte die Hölle die Hand gelegt.

Das iſt der finſtre Sohn der Nacht,
Der hier den ſegnenden Prieſter macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten iſt Läſtern, ſein Segnen iſt Fluch.

Und es krächzet und ziſchet und heulet toll,
Wie Wogengebrauſe, wie Donnergeroll;
Da blitzet auf einmahl ein bläulichtes Licht, —
„In Ewigkeit Amen!“ alt Mütterchen ſpricht.

Der Kirchhof.

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandele in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und als ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da lispelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabey recht hohl und grell:

Ey! kennt Ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten, dumpf und trübe?
Die Engel die nennen es Himmelsfreud,

Die Teufel die nennen es Höllenleid,
Die Menschen die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all':
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Und umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht'
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Ey, was rufst du in der Nacht?

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauset und sauset, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
Seyd willkommen!
Habt vernommen

Daß mein Zauberwort erscholl.
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig seyn!
Mit Vergunst, —
Seht erst zu, sind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wuth ergeben
Einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil soll uns heut nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zersetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht wie der Wind,
Ein mageres Wesen das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle,
Mit Nadel und mit Scheer';
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scheer'.

Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scheer';
Und hat mir in's Herze gestochen
Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und besonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muster vor.

Auch verliebt — mit Ehr zu melden —
Hab' ich mich wie jene Helden,
Und das schönste Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich seufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger rasch
In des Herren Nachbars Tasch'.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnsuchtsthränen wollte

Trocknen mit dem Taſchentuch,
Das mein Nachbar bey ſich trug.

Und nach frommer Häſcherſitte
Nahm man ſtill mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterſchooß.

Schwelgend ſüß in Liebesſinnen,
Saß ich dort beim Wolleſpinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam,
Und die Seele mit ſich nahm.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Geſchminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und ſpielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich ſeufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer ſpiele' ich am beſten,
Maria war immer ſo ſchön!

Doch trotz der natürlichſten Geſten
Sie wollte mich nimmer verſtehn. —

Einſt als ich verzweifelnd am Ende
„Maria du Heilige!“ rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und ſtach mich ein bischen zu tief.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Im weißen Flauſch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder ſchwatzte herab der Profeſſor,
Er ſchwatzt', und ich ſchlief oft gut dabey ein;
Doch hätt' ich geſchlafen noch tauſendmahl beſſer
Bey ſeinem holdſeligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenſter genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philiſter, dem reichen Wicht.

Da flucht ich den Weibern und reichen Halunken,
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein, —
Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken,
Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor,
Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgestein.
Was scheert mich, du Gräflein, dein Edelgestein,
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besold'te viel Dienergetroß.
Was scheeren mich Diener und Riegel und Schloß, —
Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

An Liebchens Fensterlein klettr' ich getrost,
Da hör' ich es unten fluchen erbost:

„Fein sachte, mein Bübchen, muß auch da-
bey seyn,
Ich liebe ja auch die Edelgestein.“

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschaar.
„Zum Teufel Gesindel! Ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb.“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Den Kopf in der Hand trat ein Sechster hervor.

Zum Waidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich schlich umher die Büchs' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, spürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!

So dacht ich' und in Busch und Strauch
Späh't rings umher mein Jägeraug'.

Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwey Turteltäubchen mögen's seyn.
Ich schleich herbey, — den Hahn gespannt, —
Sieh da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun alter Schütze treffe gut! —
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich selbst dabey als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielemann selber hervor:

Ich hab' mahl ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;

Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchthurm' „Eins" herab,
Da stürzten die Geister sich heulend in's Grab.

Die Blasse.

Ich lag und schlief, und schlief recht mild,
Verscheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerschönste Maid.

Sie war wie Marmelstein so bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge schwamm es perlengleich,
Gar seltsam wallt' ihr Haar.

Und leise, leise sich bewegt
Die marmorblasse Maid,
Und auf mein Ruhebett sich legt
Die marmorblasse Maid.

Wild küßt sie und umschlingt sie mich,
Die Brust so weiß wie Schnee
Bedeckt mich lieb und inniglich, —
Mir war so wohl, so weh.

Wie bebt, wie pocht mein Herz vor Luſt,
Und zuckt, und brennet heiß?
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Bruſt,
Die iſt ſo kalt wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Bruſt,
Die iſt wie Eis ſo kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Luſt,
Der Liebe Allgewalt.

Mir blüht kein Roth auf Mund und Wang,
Mein Herz durchſtrömt kein Blut;
Doch ſträube dich nicht ſchauernd bang,
Ich bin dir hold und gut.“

Und wilder noch umſchlang ſie mich,
Und that mir bald ein Leid;
Da kräht der Hahn — und ſtumm entwich
Die marmorblaſſe Maid.

Das Erwachen.

Da hab' ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus,
Nun zieh'n die eig'nen Geister
Mich selber in's neblichte Haus.

Laßt ab, Ihr finstre Dämonen,
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold;
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben gesollt?

Ich möcht sie nur einmahl umfangen,
Und pressen an glühender Brust!
Nur einmahl die Lippen und Wangen
Zerküssen mit Wahnsinnlust!

Nur einmahl aus ihrem Munde
Möcht' ich hören ein liebvolles Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde,
Euch, Geister, zum finstern Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nicken grausiglich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Feins Liebchen, liebst du mich?

Minnelieder.

Minnegruß.

Die du bist so schön und rein,
Wunnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht ich wohl mein Leben weih'n.

Deine süßen Aeugelein
Glänzen mild wie Mondesschein;
Helle Rosenlichter streu'n
Deine rothen Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkt's hervor wie Perlenreih'n;
Doch den schönsten Edelstein
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es seyn,
Was mir drang in's Herz hinein,
Als ich weiland schaute dein,
Wunnevolles Magedein!

Minneklage.

Einſam klag ich meine Leiden,
Im vertrauten Schooß' der Nacht;
Frohe Menſchen muß ich meiden,
Fliehen ſcheu wo Freude lacht.

Einſam fließen meine Thränen,
Fließen immer, fließen ſtill;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Thräne löſchen will.

Einſt ein lachend muntrer Knabe
Spielt' ich manches ſchöne Spiel,
Freute mich der Lebensgabe,
Wußte nie von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur ein Garten,
Wo viel bunte Blumen blüh'n,
Wo mein Tagwerk Blumen-warten,
Roſen, Veilchen und Jasmin.

Träumend süß auf grüner Aue
Sah ich Bächlein fließen mild;
Wenn ich jetzt in Bächlein schaue,
Zeigt sich mir ein bleiches Bild.

Bin ein bleicher Mann geworden,
Seit mein Auge sie gesehn;
Heimlich weh ist mir geworden,
Wundersam ist mir geschehn.

Tief im Herzen hegt' ich lange
Englein stiller Friedensruh;
Diese flohen zitternd, bange,
Ihrer Sternenheimath zu.

Schwarze Nacht mein Aug' umdüstert',
Schatten drohen feindlich grimm;
Und im Busen heimlich flüstert
Eine eigen fremde Stimm'.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wuth,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Glut.

Aber daß in meinem Herzen
Flammen wühlen ſonder Ruh,
Daß ich ſterbe hin vor Schmerzen —
Minne ſieh! das thateſt du!

Sehnsucht.

Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreih'n;
Ich aber ich wandle, daß Gott erbarm,
Ganz mutterseel allein.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein Andrer mit Liebchen sich freut.
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab',
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich schnüre mein Bündlein, und greife den Stab,
Und wandr' in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund',
Bis ich komm' an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drey kekliche Thürme sie hat.

Da ſchwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, feins Liebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreih'n.

Erwartung.

Morgens ſteh ich auf und frage:
Kommt ſeins Liebchen heut?
Abends ſink' ich hin und klage:
Ausblieb ſie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich ſchlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bey Tag.

Ungeduld.

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Nach wenigen Stunden dann soll ich sie schauen,
Sie selber die Schönste der schönen Jungfrauen;
Du treues Herz, was pochst du schwer!

Die Stunden sind aber ein faules Volk!
Schleppen sich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege;
Tummle dich du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaß't!
Aber wohl niemahls liebten die Horen;
Heimlich im grausamen Bunde verschworen,
Spotten sie tückisch der Liebenden Hast'.

Das Wörtlein Liebe.

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und schlich mir in's Herz hinein.

Wer hat Euch dies Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh?
Schweigt still, wenn mein Herz es höret,
Dann thät' es noch einmahl so weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die sang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübsche goldne Wort."

Das sollt Ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderschlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen,
Ich aber niemanden trau.

Holzmeyer.

Lieb Liebchen, leg's Händchen auf's Herze mein;
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauset ein Zimmermann schlimm und arg,
Der zimmert mir einen Todtensarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht;
Es hat mich schon längst um den Schlaf gebracht.
Ach! sputet Euch, Meister Zimmermann,
Damit ich balde schlafen kann.

Die weiße Blume.

In Vaters Garten heimlich ſteht
Ein Blümchen traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer ſo bleich.
Die bleiche Blume ſchaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leiſe ſpricht:
Lieb Brüderchen, pflücke mich!
Zu Blümchen ſprech ich: Das thu' ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr dich;
Ich ſuch' mit Müh und Noth
Die Blume purpurroth.

Bleich Blümchen ſpricht: Such' hin, ſuch' her,
Bis an deinen kühlen Tod,
Du ſuchſt umſonſt, find'ſt nimmermehr
Die Blume purpurroth;
Mich aber pflücken thu',
Ich bin ſo krank wie du.

So lispelt bleich Blümchen, und bittet ſehr, —
Da zag' ich, und pflück' ich es ſchnell.
Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Bruſt
Kommt ſtille Engelluſt.

Lebewohl!

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmahl meiner Ruh,
Schöne Stadt ich muß dich meiden, —
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

Lebe wohl, du heilge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl, du heilge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut.

Hätt' ich dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

Abfahrt.

Warte, warte, wilder Schiffmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfraun nehm' ich Abschied,
Von Europa und von Ihr.

Blutquell, rinn' aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Daß ich mit dem heißen Blute,
Meine Schmerzen niederschreib'.

Ey, mein Lieb, warum just heute
Schauderst du mein Blut zu sehn?
Sahst mich bleich und herzblutend
Jahrelang ja vor dir stehn!

Kennst du noch das alte Liedchen
Von der Schlang im Paradies,
Die durch schlimme Apfelgabe
Unsern Ahn in's Elend stieß?

Alles Unheil brachten Aepfel!
Eva bracht' damit den Tod,
Eris brachte Trojas Flammen,
Du bracht'ſt beides, Flamm' und Tod.

Auf dem Rhein.

Berg' und Burgen ſchau'n herunter
In den ſpiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen ſegelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenſchein.

Ruhig ſeh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Buſen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, oben gleißend,
Birgt ſein Inn'res Tod und Nacht.

Oben Luſt, im Buſen Tücken,
Strom, du biſt der Liebſten Bild;
Die kann auch ſo freundlich nicken,
Lächelt auch ſo fromm und mild.

Doch wer solchem Lächeln glaubet,
Und sein Lebensglück drin sucht,
Dem wird jedes Glück geraubet,
Und sein Leben ist verflucht.

Ahnung.

Oben wo die Sterne glühen
Müssen uns die Freuden blühen,
Die uns unten sind versagt;
In des Todes kalten Armen
Kann das Leben erst erwarmen,
Und das Licht der Nacht enttagt.

Nachhall.

Mit Myrten und Rosen, lieblich und hold,
Mit duft'gen Zypressen und Flittergold,
Möcht' ich zieren dies Buch wie'nen Todtenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.

O könnt' ich die Liebe sargen hinzu!
Auf dem Grabe der Liebe wächst Blümlein der Ruh,
Da blüht es hervor, da pflückt man es ab, —
Doch mir blüht's nur, wenn ich selber im Grab.

Hier sind nun die Lieder, die einst so wild,
Wie ein Lavastrom dem Gluthberg entquillt,
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüth,
Und rings viel blitzende Funken versprüh't!

Nun liegen sie stumm und todtengleich,
Nun starren sie kalt und nebelbleich.
Doch auf's neu' die alte Glut sich belebt,
Wenn der Liebe Geist einst über sie schwebt.

Und es wird mir im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geist einst über sie thaut;
Einst kommt dies Buch in deine Hand,
Süß Lieb im fernen Norderland.

Dann löst sich des Liedes Zauberbann,
Die blassen Buchstaben schaun dich an,
Sie schauen dir flehend in's schöne Aug',
Und flüstern mit Wehmuth und Liebeshauch.

Der Traurige.

Allen thut es weh im Herzen
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Auf's Gesicht geschrieben stehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn;
Labung möcht in's Herz ihm lächeln
Manche sonst so spröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald.
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lust'ger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat.

Die Vermählte.

1.

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entschuldig' es
Was die holde Thörinn that.

2.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlor'nes Lieb, ich grolle nicht.
Wie du auch ſtralſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Stral in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längſt. Ich ſah dich ja im Traum,
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und ſah die Schlang, die dir am Herzen frißt, —
Und ſah, mein Lieb, wie ſehr du elend biſt.

3.

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht;
Mein Lieb, wir sollen beide elend seyn!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend seyn.

Wohl seh ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb wir sollen beide elend seyn.

Romanzen.

Die Weihe.

Einſam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
Lag ein frommer, bleicher Knabe
Demuthsvoll dahingeſunken.

O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieſer Schwelle knien,
Wolleſt nimmer mich verſtoßen
In die Welt ſo kalt und ſündig.

O Madonna! ſonnig wallen
Deines Hauptes Stralenlocken;
Süßes Lächeln mild umſpielet
Deines Mundes heil'ge Roſen.

O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher.

O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluten glühend.

O Madonna! hör mich heute,
Gnadenvolle, Wunderreiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen.

Da thät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell sind auf einmahl verschwunden;
Knabe nicht wußte wie ihm geschehn,
Hat Alles auf einmahl umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da saß Madonna, doch ohne Stralen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und sieh! vom blonden Lockenhaupte
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
Nimm hin deinen besten Erdenlohn!

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahst du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennen's Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen,
Flüstern wundersame Lieder,
Süßer Harmonien Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtglut ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

Die Bergſtimm.

Ein Reuter durch das Bergthal zieht,
Im traurig ſtillen Trab':
Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich in's dunkle Grab?
Die Bergſtimm Antwort gab:
In's dunkle Grab!

Und weiter reutet der Reutersmann,
Und ſeufzet ſchwer dazu:
So zieh' ich denn hin in's Grab ſo früh, —
Wohlan im Grab iſt Ruh.
Die Stimme ſprach dazu:
Im Grab iſt Ruh!

Dem Reutersmann eine Thräne rollt
Von der Wange bleich und kummervoll:
Und iſt nur im Grabe die Ruhe für mich, —
So iſt mir im Grabe wohl.
Die Stimm' erwiedert hohl:
Im Grabe wohl!

Die Brüder.

Oben auf der Bergesspitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

'S sind zwey Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweykampf, wuthentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfinn Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderstreit;
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entscheiden, —
Schwert heraus, entscheide du.

Und sie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkracht's.
Hütet Euch, Ihr wilden Degen,
Grausig Blendwerk schleichet Nachts.

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! blut'ges Thal!
Beide Kämpfer stürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geschlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloß herab.

Aber Nachts, im Thalesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar,
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

Der arme Peter.

1.

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter ſteht ſo ſtill und ſtumm,
Und iſt ſo blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete ſind Bräut'gam und Braut,
Und blitzen im Hochzeitgeſchmeide.
Der arme Peter die Nägel kau't
Und geht im Werkeltagskleide.

Der Peter ſpricht leiſe vor ſich her,
Und ſchaut betrübet auf beide:
Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',
Ich thät' mir was zu leide.

2.

„In meiner Bruſt da ſitzt ein Weh,
Das will die Bruſt zerſprengen;
Und wo ich ſteh' und wo ich geh',
Will's mich von hinnen drängen.

Es treibt mich nach der Liebſten Näh',
Als könnt's die Grete heilen;
Doch wenn ich der in's Auge ſeh'
Muß ich von hinnen eilen.

Ich ſteig' hinauf des Berges Höh',
Dort iſt man doch alleine;
Und wenn ich ſtill dort oben ſteh',
Dann ſteh' ich ſtill und weine."

3.

Der arme Peter wankt vorbey,
Gar langſam, leichenblaß und ſcheu.
Es bleiben faſt, wenn ſie ihn ſehn,
Die Leute auf der Straße ſtehn.

Die Mädchen flüſtern ſich in's Ohr:
„Der ſtieg wohl aus dem Grab' hervor.“
Ach nein, Ihr lieben Jungfräulein,
Der legt ſich erſt in's Grab hinein.

Er hat verloren ſeinen Schatz,
Drum iſt das Grab der beſte Platz,
Wo er am beſten liegen mag,
Und ſchlafen bis zum jüngſten Tag.

Lied des gefangenen Räubers.

Als meine Großmutter die Lise behext,
Da wollten die Leut sie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Dinte verklext,
Doch wollte sie nicht bekennen.

Und als man sie in den Kessel schob,
Da schrie sie Mord und Wehe;
Und als sich der schwarze Qualm erhob,
Da flog sie als Rab' in die Höhe.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm' mich im Thurme besuchen,
Komm fliege geschwinde durch's Gitter herein,
Und bringe mir Käse und Kuchen.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O möchtest du nur sorgen,
Daß die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luftig schwebe morgen.

Die Grenadier.

Nach Frankreich zogen zwey Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit beff're Verlangen;
Laß sie betteln gehn wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwacht, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Die Botschaft.

Mein Knecht! steh auf und sattle schnell,
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage rasch, durch Wald und Feld,
Nach König Dunkans Schloß.

Dort schleiche in den Stall, und wart'
Bis dich der Stallbub schaut.
Den forsch' mir aus: Sprich, welche ist
Von Dunkans Töchtern Braut?

Und spricht der Bub: „Die Braune ist's"
So bring mir schnell die Mähr.
Doch spricht der Bub: „Die Blonde ist's"
So eile nicht so sehr.

Dann geh' zum Meister Seiler hin,
Und kauf' mir einen Strick,
Und reite langsam, sprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

Die Heimführung.

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,
Du mußt mit mir wandern
Nach der lieben, alten, schaurigen Klause,
In dem trüben, kalten, traurigen Hause,
Wo meine Mutter am Eingang kau'rt,
Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Laß ab von mir, du finstrer Mann!
Wer hat dich gerufen?
Dein Odem glüht, deine Hand ist Eis,
Dein Auge sprüht, deine Wang' ist weiß;
Ich aber will mich lustig freu'n
An Rosenduft und Sonnenschein."

Laß duften die Rosen, laß scheinen die Sonn',
Mein süßes Liebchen!
Hüll' ein dich im weiten, weißwallenden Schleyer,
Spiel fein auf den Saiten der schallenden Leyer,
Und singe ein Hochzeitlied dabey;
Der Nachtwind pfeift die Melodey.

Don Ramiro.

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre,
Hast beschlossen mein Verderben,
Hast beschlossen ohn' Erbarmen.

Donna Clara! Donna Clara!
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es graußig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

Donna Clara! Freu' dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Ehgemal begrüßen.
Wirst du mich zur Hochzeit laden?"

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter;
Bitt'rer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen giebt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

Don Ramiro! Ueberwinder
Vieler tausend Mohrenritter!
Ueberwinde nun dich selber, —
Komm' auf meine Hochzeit, Lieber."

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich schwör' es, ja ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen."

„Gute Nacht!" — Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläſte
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten ſtattlich wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienenſummen
Alle Feyerglocken läuten;
Lieblich ſteigen Betgeſänge
Aus den frommen Gotteshäuſern.

Aber dorten, ſiehe! ſiehe!
Dorten aus der Marktkapelle
Bunte Volksmenge ſtrömet,
Im Gewimmel und Gedränge.

Blanke Ritter, ſchmucke Frauen,
Feſtlich blinkend Hofgeſinde;
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauſcht dazwiſchen.

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen
Schreitet ſtolz das junge Ehpaar;
Donna Clara ſchwarz verſchleyert,
Don Fernando, waffenglänzend.

Tauſend Blicke ſind gerichtet,
Tauſend Stimmen jauchzend rufen:
Heil, Kaſtiliens Mädchenſonne!
Heil, Kaſtiliens Ritterblume!

Bis an Bräutigams Palaſtthor
Wälzet ſich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeyer,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterſpiel und frohe Tafel
Wechſeln unter lautem Jubel;
Rauſchend ſchnell entfliehn die Stunden
Bis die Nacht herabgeſunken.

Und zum Tanze ſich verſammeln
Dort im Saal die Hochzeitgäſte;
Alle funkeln buntbeleuchtet
Von der Kerzen Lichterheere.

Flammenblitzend ſtrält der Bräut'gam
In dem güldnen Purpurmantel;
Clara wie die junge Roſe,
Blüht im weißen Brautgewande.

Auf erhohne Ehrensitze
Rings von Dienerschaft umwoget,
Ließen nun sich beide nieder,
Und sie tauschten süße Worte.

Und im Saale braust es dumpfig,
Wie ein Meer von Sturm beweget;
Und es wirbeln die Pauken,
Und erschmettern die Trommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
Sind geheftet deine Blicke,
Dorthin nach der Saalesecke?"
So verwundert sprach der Ritter.

„Siehst du denn nicht, Hochgebieter,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?"
Und der Ritter huldig lächelt:
„'S ist ja nur ein blasser Schatten."

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro schnell erkennend,
Grüßt ihn Clara; glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer;
Und der Boden dröhnt und zittert
Von dem rauschenden Getöse.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen.“

Mit durchbohrend stieren Augen
Blickt Ramiro an die Holde,
Und umschlingt sie mit den Worten:
„Sprachest ja ich sollte kommen!“

Und in's wilde Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und es wirbelen die Pauken,
Und erschmettern die Trommeten.

„Sind ja schneeweiß deine Wangen!“
Heimlich schauernd, Clara flüstert.
„Sprachest ja ich sollte kommen!“
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge;
Und es wirbeln die Pauken,
Und erschmettern die Trommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!“
Flüstert Clara, krampfig zuckend.
„Sprachest ja ich sollte kommen!“
Und sie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!“
Wie als Echo schallen heiser
Don Ramiros grause Worte.

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig fiedeln die Geiger;
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt alles im Gekreisel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!“
Wimmert's immer im Gewoge.
Immer schnarret hohl die Antwort:
„Sprachest ja ich sollte kommen!“

Nun so geh in Gottes Namen!“
Clara rief's mit fester Stimme,
Und dies Wort war kaum entfahren,
Und verschwunden war Ramiro.

Clara starret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildniß
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will auf's neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Immer sitzend neben Bräut'gam;
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug so dunkel? — “
„Und Ramiro? — — — “ schaudert Clara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Aber tiefe, ernſte Falten
Lagern ſich auf Bräut'gams Stirne:
„Herrinn, forſch' nicht blut'ge Kunde, —
Heute Mittag ſtarb Ramiro.“

Belsatzar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babilon.

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß,

Dort oben, in dem Königssaal,
Belsatzar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtenschaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher gefüllt bis am Rand'.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babilon!

Doch kaum dies grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumahl;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Eine leuchtende Flammenschrift, und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechtenſchaar ſaß kalt durchgraut,
Und ſaß gar ſtill, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verſtand
Zu deuten die Schrift an Saaleswand.

Belſatzar ward aber in ſelbiger Nacht
Von ſeinen Knechten umgebracht.

Die Minnesänger.

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbey;
Ey, das giebt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turney!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon',
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit des Sieges Myrtenkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Aber Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am beſten dringen
Liedes Blutſtröm' aus der Bruſt,
Der wird's beſte Lob erringen,
Und ſein Weh giebt Andern Luſt.

Ständchen eines Mauren.

Meiner ſchlafenden Zuleima
Rinnt auf's Herz, ihr Thränentropfen;
Dann wird ja das ſüße Herzchen
Sehnſuchtvoll nach Abdul klopfen.

Meiner ſchlafenden Zuleima
Spielt um's Ohr, ihr Seufzer trübe;
Dann träumt ja das blonde Köpfchen
Heimlich ſüß von Abduls Liebe.

Meiner ſchlafenden Zuleima
Ström' auf's Händchen, Herzblutquelle,
Dann trägt ja ihr ſüßes Händchen
Abduls Namen roth und helle.

Ach! der Schmerz iſt ſtumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,
Und nur Blut aus Herzenswunde.

Die Fensterschau.

Der bleiche Heinrich ging vorbey,
Schön Hedwig lag am Fenster.
Sie sprach halblaut: Gott steh mir bey,
Der unten schaut bleich wie Gespenster!

Der unten erhub sein Aug in die Höh',
Hinschmachtend nach Hedewigs Fenster.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch sie ward bleich wie Gespenster.

Schön Hedwig stand nun mit Liebesharm
Alltäglich lauernd am Fenster.
Bald aber lag sie in Heinrichs Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Gespenster.

Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb';
Ein Ritter lag liebeswunde,
Doch treulos iſt ſein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Geliebte ſein,
Als ſchimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten,
Und rufen die Ritter zum Streit:
Der mag ſich zum Kampfe bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeih't!

Da würden wohl Alle ſchweigen,
Nur nicht ſein eigener Schmerz;
Da müßt' er die Lanze neigen
Wider 's eigne klagende Herz.

Er möchte mit eignem Blute
Abwaſchen den Fleck ſeines Liebs;
Mit dem eignen Himmelsgute
Möcht' er ſühnen die Schuld ſeines Liebs.

Am liebſten möcht' er liegen
Mit Liebchen im Todtenſchrein,
An's kalte Lieb ſich ſchmiegen;
Der Tod macht alle rein.

Des Knaben Wasserfahrt.

Ich stand am Mastbaum angelehnt,
Und zählte jede Welle;
Ade! mein schönes Vaterland,
Mein Schiffchen segelt schnelle!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbey,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck' mir fast die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daß ich nicht dunkel sehe.
Mein krankes Herze, breche nicht
Vor allzugroßem Wehe.

Stolziere nicht du falsche Maid,
Ich will's meiner Mutter sagen;
Wenn meine Mutter mich weinen sieht,
Dann brauch' ich nicht lange zu klagen.

Meine Mutter ſingt mir ein Wiegenlied vor,
Bis ich ſchlafe und erbleiche;
Doch dich ſchleppt ſie Nachts bey den Haaren herbey,
Und zeigt dir meine Leiche.

Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter luſtig rauſchen.
Er ſieht eines holden Mägdleins Geſtalt
Durch Baumeszweige lauſchen.

Der Junker ſprach: Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildniß,
Verlockend ſtets umſchwebt es mich
In Volksgewühl und Wildniß.

Zwey Röslein ſind die Lippen dort,
Die lieblichen, die friſchen;
Doch manches häslich bitt're Wort
Schleicht tückiſch oft dazwiſchen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübſchen Roſenbüſchen,
Wo gift'ge Schlangen wunderſchlau
Im dunkeln Laube ziſchen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das iſt die Grube, worein mich trieb
Wahnſinniges Verlangen.

Dort ſeh' ich ein ſchönes Lockenhaar
Vom ſchönſten Köpfchen hangen;
Das ſind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böſe gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar wie ſtille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle. —

Herr Ulrich reutet weiter im Wald,
Die Blätter rauſchen ſchaurig.
Da ſieht er von fern eine zweite Geſtalt,
Die iſt ſo bleich, ſo traurig.

Der Junker ſprach: O Mutter dort,
Die mich ſo mütterlich liebte,
Der ich mit böſem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O, könnt ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Glut von meinen Schmerzen!
O, könnt ich dir röthen die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reutet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel eigne Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte sein
Gar vielfach wiederklingen.
Das thaten die spöttischen Waldvöglein,
Die zwitschern laut und singen:

Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
So singt er es wieder auf's Neue.

Sonette

und

vermischte Gedichte.

Sonettenkranz an Aug. Wilh. von Schlegel.

I.

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen.
O mög'st du's ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten,
Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.
Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,
Die Blumen sprechen, und die Bäume singen.

II.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerey'n behangen,
Mit Thurmfrisur, und wespengleich geschnüret;
So war die Aftermuse ausstaffiret,
Als sie einst kam dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort von dunkelm Trieb geführet.
Da fandest du ein Schloß in alter Wildniß,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildniß,
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.
Doch wich der Zauber deinem zarten Gruße,
Aufwachte lächelnd Deutschlands ächte Muse,
Und sank in deine Arme liebestrunken.

III.

Zufrieden nicht mit deinem Eigenthume,
Sollt' noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Tago-Ufers Blume.
Der Tiber hast du manch Kleinod entgraben,
Die Seine muste zollen deinem Ruhme, —
Du drangest gar zu Bramas Heiligthume,
Und wollt'st auch Perlen aus dem Ganges haben.
Du geitz'ger Mann, ich rath' dir sey zufrieden
Mit dem was selten Menschen ward beschieden,
Denk' an's Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.
Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

An Carl v. U.

Ins Stammbuch.

Anfangs wollt' ich faſt verzagen,
Und ich glaubt' ich trüg' es nie;
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber frag' mich nur nicht wie?

An den Hofrath Georg S.
in Göttingen.

Stolz und gebietend iſt des Leibes Haltung,
Doch Sanftmuth ſieht man um die Lippen ſchweben,
Das Auge blitzt, und alle Muskeln beben,
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.
So ſtehſt du auf dem Lehrſtuhl, von Verwaltung
Der Staaten ſprechend, und vom ringen Streben
Der Kabinette, und von Völkerleben,
Und von Germaniens Spaltung und Geſtaltung.
Aus dem Gedächtniß liſcht mir nie dein Bild!
In unſrer Zeit der Selbſtſucht und der Rohheit,
Erquickt ein ſolches Bild von edler Hoheit.
Doch was du mir, recht väterlich und mild,
Zum Herzen ſprachſt in ſtiller trauten Stunde,
Das trag' ich treu im tiefen Herzensgrunde.

An J. B. R.

Dein Freundesgruß komt' mir die Bruſt erſchließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln;
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimatliche Bilder mich begrüßen.
Den alten Rheinſtrom ſeh' ich wieder' fließen,
In ſeinem Blau ſich Berg und Burgen ſpiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen ſprießen.
O, könnt' ich hin zu dir, zu dir Getreuer,
Der du noch an mir hängſt, ſo wie ſich ſchlingt
Der grüne Epheu um ein morſch' Gemäuer.
O, könnt ich hin zu dir, und leiſe lauſchen
Bey deinem Lied, derweil Rothkehlchen ſingt,
Und ſtill des Rheines Wogen mich umrauſchen.

An meine Mutter, B. Heine,
geborne v. Geldern.

I.

Ich bin's gewohnt den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn iſt auch ein bischen ſtarr und zähe;
Wenn ſelbſt der König mir in's Antlitz ſähe,
Ich würde nicht die Augen niederſchlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's ſagen:
Wie mächtig auch mein ſtolzer Muth ſich blähe,
In deiner ſelig ſüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.
Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet?

II.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einſt verlaſſen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte ſehn ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfaſſen.
Die Liebe ſuchte ich auf allen Gaſſen,
Vor jeder Thüre ſtreckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesſpende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Haſſen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hauſe, krank und trübe.
Doch du biſt da entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geſchwommen,
Das war die ſüße, langgeſuchte Liebe.

An H. Str.

Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst durchlesen.

Wie ich dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
Viel goldne Bilder, die ich weiland schaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwischen klingt's wie süße Liebesklagen.
Wohl seh' ich auch wie sie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich' entblättern,
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben, —
Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

Fresko-Sonette an Christian S.

I.

Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig sind, in'wendig Sand,
Ich schlag' nicht ein, reicht mir ein Bub die Hand,
Der heimlich will den Namen mir zerfetzen.
Ich zieh' nicht ab den Hut vor hübschen Metzen,
Die schamlos prunken mit der eignen Schand,
Ich zieh' nicht mit, wenn sich der Pöbel spannt
Vor'm Siegeswagen seiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach, durch schwankes Biegen,
In Wind und Wetter stehn bleibt, nach wie vor.
Doch sprich, wie weit bringt's wohl am End' solch Rohr?
Welch Glück! als ein Spatzierstock dient's dem Stutzer,
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer.

II.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die in Charaktermasken prächtig prunken,
Nicht wähnen Ich sey einer von den Ihren.
Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verläugne all die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettiren.
So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Türken,
Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von wen'gen.
Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich ent-
mummen,
So müßte all das Galgenpack verstummen.

III.

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche sieben Sachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

IV.

Im Hirn ſpukt mir ein Mährchen wunderfein,
Und in dem Mährchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderſchönes, zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieſes lieblos froſtige Gemüth
Kam Hochmuth nur und Uebermuth hinein.
Hörſt du wie mir im Kopf' das Mährchen klinget?
Und wie das Liedchen ſummet ernſt und ſchaurig?
Und wie das Mägdlein kichert leiſe, leiſe?
Ich fürchte nur daß mir der Kopf zerſpringet;
Und, ach! da wär's doch gar entſetzlich traurig,
Käm' der Verſtand mir aus dem alten Gleiſe.

V.

In stiller, wehmuthweicher Abendstunde,
Umklingen mich die längst verscholl'nen Lieder,
Und Thränen rollen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberspiegels Grunde
Seh' ich das Bildniß meiner Liebsten wieder;
Sie sitzt am Arbeitstisch', im rothen Mieder,
Und Stille herrscht in ihrer heilgen Runde.
Doch plötzlich springt sie auf vom Stuhl und schneidet
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken,
Und giebt sie mir, — vor Freud bin ich erschrocken!
Nur Satan hat die Freude mir verleidet.
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren,
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

VI.

„Als ich vor'm Jahr, mein Lieb, dich wiederblickte,
Gabst du kein'n Kuß mir in der Willkommstund'."
So sprach ich, und der Liebsten rother Mund
Den schönsten Kuß auf meine Lippen drückte.
Und lächelnd süß ein Myrtenreis sie pflückte
Vom Myrtenstrauche, der am Fenster stund:
„Nimm hin, und pflanz' dies Reis in frischen Grund,
Und stell' ein Glas darauf." sprach sie und nickte.—
Schon lang ist's her. Es starb das Reis im Topf'.
Sie selbst hab' ich seit Jahren nicht gesehn;
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf'.
Und aus der Ferne trieb's mich jüngst zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vor'm Hause blieb ich stehn
Die ganze Nacht, ging erst am Morgen fort.

VII.

Hüt' dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen,
Doch ſchlimmer ſind die ſanften Engelsfrätzchen.
Ein ſolches bot mir einſt ein ſüßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt' ich ſcharfe Tatzen.
Hüt' dich, mein Freund vor ſchwarzen, alten Katzen,
Doch ſchlimmer ſind die weißen, jungen Kätzchen.
Ein ſolches macht' ich einſt zu meinem Schätzchen,
Doch thät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O ſüßes Frätzchen, wunderſüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Aeuglein täuſchen?
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleiſchen?
O meines Kätzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt' ich dich an die glüh'nden Lippen preſſen,
Und könnt' mein Herz verbluten unterdeſſen!

VIII.

Die Welt war mir nur eine Märterkammer,
Wo man mich bey den Füßen aufgehangen,
Und mir gezwickt den Leib mit glühnden Zangen,
Und eingeklemmt in enger Eisenklammer.
Wild schrie ich auf, vor namenlosem Jammer,
Blutströme mir aus Mund und Augen sprangen, —
Da gab ein Mägdlein, das vorbeygegangen,
Mir schnell den Gnadenstoß mit gold'nem Hammer.
Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht sie wie mein Herz noch ächzet,
Musik ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.

IX.

Du sah'st mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und gebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne in's Verderben züngeln.
Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln;
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.
Du aber standest fest gleich einem Thurme;
Ein Leuchthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff'- erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

X.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von ekelm Wurmgezücht.
Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.
Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.
Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Die Nacht auf dem Drachenfels.

An Fritz v. B.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß' der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.
Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Thurme lauern,
Viel dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel Nebelfrau'n bey uns vorüberfliegen.
Und aus den Trümmern steigt ein tiefes Aechzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wuthgebrause. —
Sieh' nun, mein Freund, so eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

An Str.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Stralenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwey ſüße Aeuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang keine Welt.

An Alexander, Pr. von W.
In's Stammbuch.

Eine große Landstraß' ist unsre Erd',
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Couriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch' aus der Karosse;
Man hätte sich gerne geherzt und geküßt, —
Doch jagen von hinnen die Rosse.

Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillon,
Und bläst uns schon auseinander.

An Friz St.

Im's Stammbuch.

Die Schlechten ſiegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worein die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt ſtiller Glut lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirſt du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume ſtapeln,
Vergebens wirſt du dich zu Tode zappeln, —
Verſtehſt du's nicht noch vor dem Ey zu gackern.
Auch mußt du wie ein Kampfſtier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken ſchreiben lernen,
Und kräftig oft in die Poſaune ſchmettern.
Auch ſchreibe nicht für Nachwelt, ſchreib für Pöbel,
Der Knalleffekt ſey deiner Dichtung Hebel, —
Und bald wird dich die Gallerie vergöttern.

An Franz v. Z.

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder, denk mein in der Fern'!
Bleib' treu, bleib' treu der Poesie;
Verlaß das süße Bräutchen nie.
Bewahr' in der Brust wie einen Hort
Das liebe, schöne, deutsche Wort. —
Und kommst du mahl nach dem Norderstrand,
So lausche nur am Norderstrand;
Und lausche bis fern sich ein Klingen erhebt,
Und über die feyernden Fluthen schwebt.
Dann mag's wohl seyn, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif' auch du in dein Saitenspiel,
Und gieb mir süßer Kunden viel:
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Glut hinein,

Die blühende Roſe am blühenden Rhein!
Und auch vom Vaterland Kunde gieb;
Ob's noch das Land der treuen Lieb',
Ob der alte Gott noch in Deutſchland wohnt,
Und niemand mehr dem Böſen frohnt.
Und wie dein ſüßes Lied erklingt,
Und heitere Mähren hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut ſich der Sänger im Norderland.

An eine Sängerinn.

Als sie eine alte Romanze sang.

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen,
Und heimlich süß in's Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen, —
Ich wußte nicht wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Als sey ich noch ein frommes Kind,
Und säße still, beim Lämpchenscheine,
In Mutters warmen Kämmerleine,
Und läse Mährchen wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Mährchen fangen an zu leben,
Die Ritter steigen aus der Gruft;
Bey Ronzisvall da giebt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch den wird Roland ſchlimm gebettet;
Er ſchwimmt in Blut, und athmet kaum;
Kaum mochte fern ſein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Carls erreichen,
Da muß der Ritter ſchon erbleichen, —
Und mit ihm ſtirbt zugleich mein Traum.

Das war ein laut verworr'nes Schallen,
Das mich aus meinem Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute ſchlugen in die Hände,
Und riefen „Bravo" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt ſich tief.

Die Lehre.

Mutter zum Bienelein:
„Hüt' dich vor Kerzenschein!"
Doch was die Mutter spricht,
Bienelein achtet nicht;

Schwirret um's Licht herum,
Schwirret mit Sum, sum, sum,
Hört nicht die Mutter schrei'n:
„Bienelein! Bienelein!"

Junges Blut, tolles Blut,
Treibt in die Flammenglut,
Treibt in die Flamm' hinein, —
„Bienelein! Bienelein!"

's Flackert nun lichterröth,
Flamme gab Flammentodt; —
Hüt' dich vor Mägdelein,
Söhnelein! Söhnelein!

Das Lied von den Dukaten.

Meine güldenen Dukaten,
Sagt wo seyd Ihr hingerathen?

Seyd Ihr bey den güldnen Fischlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seyd Ihr bey den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell vom Morgenthaue?

Seyd Ihr bey den güldnen Vöglein,
Die da schweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seyd Ihr bey den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! Ihr güldenen Dukaten
Schwimmt nicht in des Baches Well',
Funkelt nicht auf grüner Au',
Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell, —
Meine Manichäer, traun!
Halten Euch in ihren Klau'n.

Geſpräch auf der Paderborner Haide.

Hörſt du nicht die fernen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ey, mein Freund, das nenn' ich irren;
Von den Geigen hör' ich keine,
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen nur hör' ich die Schweine.“

Hörſt du nicht das Waldhorn blaſen?
Jäger ſich des Waldwerks freuen;
Fromme Lämmer ſeh ich graſen,
Schäfer ſpielen auf Schallmeyen.

„Ey, mein Freund, was du vernommen
Iſt kein Waldhorn, noch Schallmeye;
Nur den Sauhirt ſeh' ich kommen,
Heimwärts treibt er ſeine Säue.“

Hörst du nicht das ferne Singen,
Wie von süßen Wettgesängen?
Englein schlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall solchen Klängen.

„Ey, was dort so hübsch geklungen
Ist kein Wettgesang, mein Lieber!
Singend treiben Gänsejungen
Ihre Gänselein vorüber.“

Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ey, mein Freund, das sind die Schellen
Von den Ochsen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit gesenktem Kopfe ziehen.“

Siehst du nicht den Schleyer wehen?
Siehst du nicht das leise Nicken?
„Dort seh' ich die Liebste stehen,
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

„Ey! mein Freund, dort ſeh' ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Liſe;
Blaß und hager an den Krücken
Hinkt ſie weiter nach der Wieſe."

Nun, mein Freund, ſo magſt du lachen
Ueber des Phantaſten Frage;
Kannſt doch nicht zur Täuſchung machen
Was ich feſt im Buſen trage.

Traum und Leben.

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, schlich ich fort
Zur blühenden Rose am stillen Ort.

Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab;
Nur Thränen rollten die Wangen hinab;
Ich schaut' in den Kelch der Rose hinein, —
Da glomm's hervor wie ein glühender Schein. —

Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;
Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:
Ich sah ein rosiges Mädchenbild,
Den Busen ein rosiges Mieder umhüllt.

Sie gab mir was hübsches, recht goldig und weich;
Ich trug's in ein goldenes Häuschen sogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht sich ein Völkchen in zierlicher Rund.

Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh und Rast
Sie haben sich fest bey den Händen gefaßt;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.

Und es summt mir in's Ohr die Tanzmusik:
Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück,
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum. —

Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge schnell nach der Rose schaut, —
O Weh! statt des glühenden Fünkleins steckt
Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

An Sie.

Die rothen Blumen hier und auch die bleichen,
Die einſt erblüht aus blut'gen Herzenswunden,
Die hab' ich nun zum ſchmucken Strauß verbunden,
Und will ihn Dir, du ſchöne Herrin, reichen.
Nimm huldreich hin die treuen Sangeskunden,
Ich kann ja nicht aus dieſem Leben weichen,
Ohn' rückzulaſſen dir ein Liebeszeichen, —
Gedenke mein, wenn ich den Tod gefunden!
Doch nie, o Herrinn, ſollſt du mich beklagen;
Beneidenswerth war ſelbſt mein Schmerzenleben —
Denn liebend durft' ich dich im Herzen tragen.
Und gröſ'res Heil noch ſoll mir bald geſchehen:
Mit Geiſterſchutz darf ich dein Haupt umſchweben,
Und Friedensgrüße in dein Herze wehen.

Ueberſetzungen

aus

Lord Byrons Werken.

Manfred.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine gothische Halle. — Mitternacht. — Manfred allein.

Manfred.

Ich muß die Ampel wieder füllen, dennoch
Brennt sie so lange nicht, als ich muß wachen.
Mein Schlaf — wenn ich auch schlaf' — ist doch kein Schlaf;
Nur' ein fortdauernd Brüten in Gedanken,
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mir's
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug' erschließt
Sich nur einwärts zu schau'n. Und dennoch leb' ich,
Und trage Menschenform und Menschenantlitz.

Doch Kummer sollt' des Weisen Lehrer seyn;
Der Schmerz macht weise, und wer's meiste weiß,
Den schmerzt am meisten auch die bittre Wahrheit:
Daß der Erkenntnißbaum kein Baum des Lebens!
Nun hab' ich jede Wissenschaft durchgrübelt,
Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur
Erforscht, und fühl' im Herzen die Gewalt,
Die solche dienstbar machen könnt' mir selber.
Doch frommt es nicht. — Den Menschen that ich Gutes,
Und mir geschah auch Gutes, selbst von Menschen.
Doch frommt' das nicht. — Ich hatte meine Feinde,
Ich sank vor keinem, mancher sank vor mir.
Doch frommt' es nicht. — Denn Gutes, Böses, Leben,
Macht, Leidenschaft, wie ich's bey Andern sehe,
Das war bey mir wie Regen auf den Sand,
Seit jener grausen Stund. Ich fürchte nichts,
Mich quält der Fluch, daß ich nichts fürchten kann,
Kein stärk'res Pochen fühl', von Hoffnung, Wünschen,
Sehnsucht nach einem Wesen dieser Erde.
Mein Werk beginn'!

Geheimnißvolle Mächte!

Ihr Geister dieses unbegrenzten Weltalls!
Ihr, die ich stets gesucht in Licht und Dunkel!
Ihr, die den Erdball rings umwebt, und luftig
Im Hauche wohnt; Ihr, die als Lieblingsplätze
Euch ausgesucht die steilsten Bergesgipfel;
Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauset, —
Euch ruf' ich her kraft des geschriebnen Zaubers,
Der Euch mir unterjocht. Steigt auf! Erscheint!

(Pause.)

Sie zögern. — Ich beschwör' Euch bey dem Worte
Des Geisteroberhaupts, bey diesem Zeichen,
Das Euch erzittern macht, beim Willen dessen
Der nimmer stirbt, — Steigt auf! Steigt auf!
Erscheint!

(Pause.)

Sie zögern. — Geister in der Erd' und Luft!
Ihr sollt nicht spotten meiner. Ich beschwör' Euch
Bey noch viel mächt'grer Macht, beim Talisman,
Den ausgeheckt einst der verdammte Stern,
Der nun, ein Trümmerbrand zerstörter Welt,
Wie eine Höll' im ew'gen Raume wandelt;
Beim grausen Fluch, der meine Seel' belastet,
Bey dem Gedanken, der stets in mir lebt,
Und um mich lebt, beschwör' ich Euch. Erscheint!

(Ein Stern wird ſichtbar im dunkeln Hintergrunde der Halle. Er bleibt ſtehn. Man hört eine Stimme ſingen.)

Erſter Geiſt.

Menſch! Auf deines Wortes Schall
Stürmt' ich aus der Wolkenhall',
Die der Dämm'rung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergüldet
Mit Carmin und Himmelblau',
Daß ſie mir ein Luſthaus ſey.
Zwar ſollt' ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her;
Menſch! erfüllt ſey dein Begehr.

Zweiter Geiſt.

Montblanc iſt der König der Berge,
Die krönten ſchon längſt ſeine Höh';
Auf dem Felſenthron ſitzend, im Wolkentalar,
Empfing er die Kron' von Schnee.
Wie'n Gurt umſchnallt ſeine Hüft' ein Wald,
Seine Hand die Lavine hält;
Doch vor dem Fall muß der donnernde Ball
Still ſtehn, wenn's mir gefällt.
Des Gletſchers ruhlos kalte Maſſ',

Sinkt tiefer Tag für Tag;
Doch ich bin's, der sie sinken laſſ',
Und auch sie hemmen mag.
Ich bin der Geiſt des Berges hier,
Wollt' ich's, er beugte ſich,
Erzitternd bis zum Marke ſchier, —
Und du, was riefſt du mich?

Dritter Geiſt.

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf ſchweigt,
Wo ein Fremdling der Wind iſt,
Und die Meerſchlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muſcheln durchſchlingt, —
Wie wenn Sturm auf der Meerfläch'
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein ſtilles Corallhaus
Erdröhnte er ſchwer;
Denn der Waſſergeiſt bin ich,
Sprich aus dein Begehr!

Vierter Geiſt.

Wo der Erdſchütt'rer ſchlummert
Auf Kiſſen von Glut,
Wo die Pechſtröm' aufwälzen

Die kochende Flut,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Also tief wie ihr Gipfel
Zum Himmel aufstrebt,
Dort ließ ich die Heimath,
Dein Ruf riß mich fort, —
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr ist dein Wort.

Fünfter Geist.

Mein Roß ist Wind, mit Geißelhieb
Treib' ich das Sturmgewühl;
Das Wetter das dahinten blieb
Ist noch von Blitzen schwühl.
Mich hat gar schnell, über Land und Well,
Ein Windstoß hergebracht;
Die Flott', die ich traf, die segelt brav,
Doch sinkt sie noch heut Nacht.

Sechster Geist.

Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht;
Was quälst du mich an's Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geist.

Vor Erdbeginn beherrschte ich
Den Stern, der nun beherrschet dich.

Das war ein Erdball hübſch belebt,
Wie keiner je die Sonn' umſchwebt.
Sein Lauf war ſchön geregelt, kaum
Trug ſchönern Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde — und er ward
Ein Flammenball unförm'ger Art,
Ein Schweifſtern, der ſich pfadlos ſchlingt,
Und Menſchen ſchreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und ſchweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheu'r am Firmament!
Und du, dem dies ein Schickſalſtern,
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,
Du zwangſt mich (mit der kurzen Macht,
Die dich am End' mir eigen macht)
Auf kurz hierher, wo zitternd gar
Hier dieſe ſchwache Geiſterſchaar
Mit einem Ding, wie du biſt, ſchwätzt, —
Du, Sohn des Staubs, was willſt du jetzt?

Die ſieben Geiſter.

Erd, Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind,
Und auch dein Stern umſtehn als Geiſter dich,

Und harren deines Winkes, Menschenkind, —
Was will von uns der Sohn des Staubes,
sprich?

Manfred.

Ich will vergessen —

Erster Geist.

Was — und wie — warum?

Manfred.

Was in mir ist will ich vergessen, leset's
In mir — Ihr kennt's, und ich kann's nimmer
sagen.

Geist.

Nur was wir haben können wir dir geben,
Verlange Gegenstände, Herrschaft, Weltmacht,
Ganz oder nur ein Theil, verlang' ein Zeichen,
Das dir die Elemente dienstbar macht,
Die wir regieren, jedes, all dergleichen
Sey dein.

Manfred.

Vergessen, Selbstvergessenheit —
Könnt Ihr nicht schaffen dies aus dunklen Rei-
chen,
Ihr, die mir prahlerisch so vieles bietet?

Geiſt.

In unſrer Macht ſteht's nicht; es ſeye denn —
Du ſtürbeſt jetzt.

Manfred.

Wird mir's der Tod gewähren?

Geiſt.

Wir ſind unſterblich und vergeſſen nicht;
Wir leben ewig, und Vergangnes iſt uns
Mitſammt der Zukunft gegenwärtig. Siehſt du?

Manfred.

Ihr höhnt mich; doch die Macht, die Euch hierherzwang
Gab Euch in meine Hand. Höhnt nicht, ihr Knechte!
Die Seel', der Geiſt, der promethe'ſche Funken,
Die Flamme meines Lebens iſt ſo leuchtend,
Durchglüh'nd, und weithinblitzend wie die Eure,
Giebt der nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.
Gebt Antwort! ſonſt beweiſ' ich, wer ich bin.

Geiſt.

Die alte Antwort g'nügt; die beſte Antwort
Sind deine eignen Wort'.

Manfred.

Erklär' die Rede.

Geiſt.

Wenn, wie du ſagſt, dein Weſen unſerm gleicht,
So hatteſt du ſchon Antwort, als wir ſagten:
Was Tod die Menſchen nennen, bleibt uns fremd.

Manfred.

So rief ich Euch umſonſt aus Euren Reichen,
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geiſt.

Sprich,
Was wir vermögen, bieten wir, dein ſey's;
Beſinn' dich, eh' du uns entläßt, frag' nochmals,—
Macht, Herrſchaft, Kraft, Verlängrung deiner
Tage —

Manfred.

Verflucht! was habe ich zu thun mit Tagen?
Sie ſind mir jetzt ſchon allzulang, — fort! fort!

Geiſt.

Gemach! ſind wir mahl hier, kann's doch dir nützen,
Beſinn dich, giebt's denn gar nichts, das wir
könnten
Nicht ganz unwerth in deinen Augen machen?

Manfred.

Nein, nichts; doch bleibt, — ich möcht' wohl,
eh' wir ſcheiden,

Euch ſchaun von Angeſicht zu Angeſicht.
Ich höre Eure Stimmen, ſüß und ſchmachtend,
Wie Harfentöne auf dem Waſſer, immer
Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;
Doch anders nichts. Kommt nähor wie Ihr ſeyd,
Kommt all, kommt einzeln, in gewohnten Formen.

Geiſt.

Wir tragen keine Formen, außer die
Des Elements, wovon wir Seel' und Urgeiſt;
Wähl' die Geſtalt, worin wir kommen ſollen.

Manfred.

Ich wählen! Giebt's ja keine Form auf Erden,
Die häßlich oder reitzend wär' für mich.
Eu'r Mächtigſter mag wählen ſich ein Antlitz,
Das ihm das beſte dünkt. Erſchein'!

Siebenter Geiſt (Erſcheint in der Geſtalt eines ſchönen Weibes.)

Sieh her!

Manfred.

O Gott! Wenn's ſo ſeyn ſoll, und Du kein Wahnbild
Und auch kein Blendwerk biſt, ſo könnt' ich dennoch
Recht glücklich ſeyn, — Umarmen will ich Dich,

Wir wollen wieder — (die Geſtalt verſchwindet)
's Herz iſt mir zermalmet.
(Manfred ſtürzt beſinnungslos nieder.)
(Eine Stimme ſpricht folgenden Zauberbann.)

Wenn der Mond im Waſſer ſchwimmt,
Und im Gras der Glühwurm blinkt,
Wenn am Grab das Dunſtbild glimmt,
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn Sternſchnuppen niederſchießen,
Und ſich Eulen krächzend grüßen,
Wenn, umſchattet von den Höh'n,
Baum und Blätter ſtille ſtehn,
Dann kommt meine Seel' auf dich,
Und mein Zauber reget ſich.

Schläfſt du auch mit Augen zu,
Findet doch dein Geiſt nicht Ruh,
Schatten drohn, die nie verbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Macht umrauſcht,
Biſt du nimmer unbelauſcht;
Biſt wie leichentuchumhängt,
Wie von Wolken eingezwängt;

Sollſt jetzt leben immerfort
Hier in dieſem Zauberwort.

Siehſt mich zwar nicht ſichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich,
Als ein Ding, das unſichtbar
Nah dir iſt, und nahe war;
Und wenn's dir dann heimlich grauſt,
Und du haſtig rückwärts ſchauſt,
Siehſt du ſtaunend daß ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verſchweigen muß dein Mund
Jene Macht, die dir ward kund.

Und ein Zauberſang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;
Und ein Luftgeiſt voller Liſt
Legt dir Schlingen wo du biſt;
In dem Wind hörſt du ein Wort,
Das dir ſcheucht die Freude fort;
Und die Nacht, ſo ſtill und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;
Und des Tages Sonnenſchein
Soll dir unerträglich ſeyn.

Aus deinen Thränen falsch und schlau
Kocht' ich ein tödliches Gebrau;
Aus deines Herzens schwarzem Quell,
Preßt' ich des schwarzen Blutes Well';
Aus deines Lächelns Falt' ich zog
Die Schlang', die dort sich ringelnd bog;
Aus deinem Mund nahm ich den Reitz,
Den Hauch des allerschlimmsten Leids;
Ich prüft' manch Gift das mir bekannt,
Doch deins am giftigsten ich fand.

Bey deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Argliststschlund,
Bey deinem Aug', scheinheilig gut,
Bey deiner Seel' verschlossner Wuth,
Bey deiner Kunst, womit du gar
Dein Herz für menschlich gabest dar,
Bey deiner Lust an fremdem Leid,
Bey deiner Cainsähnlichkeit,
Hierbey verfluch' ich dich Gesell:
Sey selber deine eigne Höll!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft,
Der dir ein solch Verhängniß schafft;

Schlafen nicht und Sterben nicht
Gönnt dein Schickſal dir, du Wicht;
Sollſt den Tod ſtets nahe ſchau'n,
Freudig zwar und doch mit Grau'n.
Sieh! der Zauber ſchon umringt dich,
Klanglos ſeine Kett' umſchlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch — verwelk', verbleich!

Lebewohl!

Befreundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Läſterzungen können Wahrheit ſchwärzen;
Und die Beſtändigkeit wohnt nur dort oben;
Und dornig iſt das Leben, und die Jugend
Iſt eitel; Und entzweit ſeyn mit Geliebten,
Das kann wie Wahnſinnſchmerz im Hirne toben!

* * *

Doch nie fand ſich ein Mittler dieſen beiden,
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.
Genüber ſtanden ſich die Schmerzgeſtalten,
Wie Klippen, die des Blitzes Strahl geſpalten.
Ein wilder, wüſter Strom fließt jetzt dazwiſchen;
Doch aller Elemente zorn'ge Schaar
Vermag wohl nimmer gänzlich zu verwiſchen
Die holde Spur von dem, was einſtens war.

(Aus Colridge's Chriſtabel.)

Lebe wohl, und ſey's auf immer!
Sey's auf immer, lebe wohl!
Doch, Verſöhnungsloſe, nimmer
Dir mein Herze zürnen ſoll.

Könnt' ich öffnen dir dies Herze,
Wo dein Haupt oft angeſchmiegt
Jene ſüße Ruh gefunden,
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könnteſt du durchſchau'n dies Herze
Und ſein innerſtes Gefühl!
Dann erſt ſäh'ſt du: es ſo grauſam
Fortzuſtoßen war zu viel.

Mag ſeyn, daß die Welt dich preiſe,
Und die That mit Freuden ſeh', —
Muß nicht ſelbſt ein Lob dich kränken,
Das erkauft mit fremdem Weh'?

Mag ſeyn, daß viel Schuld ich trage,
War kein andrer Arm im Land,
Mir die Todeswund' zu ſchlagen,
Als der einſt mich lieb umwand?

Dennoch täuſche dich nicht ſelber,
Langſam welkt die Liebe bloß,
Und man reißt ſo raſchen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer ſoll dein Herz noch ſchlagen,
Meins auch, blut' es noch ſo ſehr;
Immer lebt der Schmerzgedanke:
Wieder ſehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte ſchmerzen bitt'rer,
Als wenn man um Todte klagt;
Jeder Morgen ſoll uns finden
Im verwittwet' Bett erwacht.

Suchſt du Troſt, wenn's erſte Lallen
Unſres Mägdleins dich begrüßt:
Willſt du lehren „Vater" rufen,
Sie, die Vaters Huld vermißt?

Wenn umarmt von ihren Händchen,
Dich ihr süßer Kuß entzückt,
Denke sein, der fern dich liebet,
Den du liebend einst beglückt!

Wenn du schaust daß ihr Gesichtlein
Meinen Zügen ähnlich sey,
Zuckt vielleicht in deinem Herzen
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehltritt kennst du,
All mein Wahnsinn fremd dir blieb;
All mein Hoffen, wo du gehn magst,
Welkt, — doch geht's mit dir, mein Lieb.

Jed' Gefühl hast du erschüttert;
Selbst mein Stolz, sonst felsenfest,
Beugt sich dir, — von dir verlassen,
Meine Seel' mich jetzt verläßt.

Doch was helfen eitel Worte, —
Kommt ja gar von mir das Wort!
Nur entzügelte Gedanken
Brechen durch des Willens Pfort'.

Lebe wohl! ich bin geſchleudert
Fort von allen Lieben mein,
Herzkrank, einſam, und zermalmet, —
Tödlicher kann Tod nicht ſeyn!

An Inez.

Childe Harold. Erster Gesang.

O, lächle nicht ob meinen finstern Brauen,
Das Wiederlächeln wird mir gar zu schwer!
Doch Thränen mögen nie dein Aug' bethauen,
Umsonst geweinte Thränen nimmermehr.

O, forsche nicht von jenem Schmerz die Kunde
Der nagend Freud und Jugend mir zerfrißt.
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,
Die du sogar zu heilen machtlos bist.

Es ist kein Liebesweh, es ist kein Hassen,
Es ist kein Schmerz getäuschter Ruhmbegier,
Was stets mich treibt, das Liebste zu verlassen,
Was mir die Gegenwart verekelt schier.

Es ist ein Ueberdruß, der mich erdrücket,
Bey allem was ich hör', und seh', und fühl'.
Denn keine Schönheit giebt's, die mich entzücket,
Kaum noch ergötzt mich Deiner Augen Spiel.

Es ist die düst're Glut, die stets getragen,
In tiefer Brust, der ew'ge Wandersmann,
Der nirgendwo sich kann ein Grab erjagen,
Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Elend kann sich selbst entfliehn? Vergebens
Durchjag' ich rastlos jedes fernste Land,
Und stets verfolget mich der Tod des Lebens,
Der Teufel, der „Gedanke" wird genannt.

Doch andre seh' ich die sich lustig tauchen
In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;
O möge nie ihr schöner Traum verrauchen,
Und keiner mög' erwachen so wie ich!

Noch manchen Himmelsstrich muß ich durcheilen,
Verdammt noch manches mahl zurück zu sehn;
Nur ein Bewußtseyn kann mir Trost ertheilen:
Was auch geschehʼ, das Schlimmst' ist mir geschehn.

Was ist denn dieses Schlimmste? Laß die scharfen,
Die scharfen Stachelfragen lasse fort!
O lächle nur, — doch such' nicht zu entlarven
Ein Männerherz, zu schaun die Hölle dort.

Gut' Nacht.

Childe Harold. Erſter Geſang.

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimath dort.
Der Nachtwind ſeufzt, wir rudern ſchwer,
Scheu fliegt die Möve fort.
Wir ſegeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du ſchöne Sonn' und du,
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Auf's neu' ſteigt bald die Sonn' heran,
Gebährend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß' ich dann,
Doch meine Heimath nicht.
Mein gutes Schloß liegt wüſt und leer,
Mein Heerd ſteht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort'.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinſt du, armes Kind?

Fürcht'ſt du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?
Wiſch' nur vom Aug' die Thräne hell,
Das Schiff iſt feſt gefügt,
Kaum fliegt der beſte Falk ſo ſchnell
Wie unſer Schifflein fliegt.

„Laß brauſen Flut, laß heulen Wind,
Mich ſchreckt nicht Wind, nicht Flut;
Sir Childe viel andre Ding' es ſind,
Weßhalb ich ſchlimmgemuth.
Denn ich verließ den Vater mein,
Und auch die Mutter traut;
Mir blieb kein Freund als du allein,
Und der dort oben ſchaut.

Lang ſegnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht ſehr.
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daß ich wiederkehr'." —
Still, ſtill, mein Bub', dich zieret hold
Im Auge ſolche Thrän',
Hätt' ich dein ſchuldlos Herz, man ſollt'
Auch meins nicht trocken ſeh'n.

Komm her, komm her, mein Schloßdienſtmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürcht'ſt du der Franzmann käm' heran,
Durchfröſtelt dich die Nacht?
„Glaubſt du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht ſo bang!
Doch denkt er an ſein fernes Weib
Wird bleich des Treuen Wang'!

„Am Seerand, wo dein Stammſchloß ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub' nach Vater fragt,
Was ſagt ſie ihm geſchwind?"
Still! ſtill, mein wackrer Schloßdienſtmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art, und kann
Entflieh'n als ſey's ein Scherz.

Ich traue Weibesſeufzern nicht!
Ein friſcher Buhlertroß
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngſt noch überfloß.
Mich quälet kein' Errinn'rung ſüß,
Kein Sturm, der näher rollt;

Mich quält nur, daß ich nichts verließ,
Weßhalb ich weinen ſolle'.

Und nun ſchwimm' ich auf weitem Meer,
Bin einſam in der Welt: —
Solle' ich um andre weinen ſehr,
Da mir kein Thränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Speiſ'
Ein neuer Herr ihm reicht;
Kehr' ich zurück und nah ihm leiſ' —
Zerfleiſcht er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchſegl' ich frey
Das wilde Meergebraus;
Trag' mich nach welchem Land es ſey,
Nur trag mich nicht nach Haus.
Sey mir willkommen Meer und Luft!
Und iſt die Fahrt vollbracht,
Sey mir willkommen Wald und Kluft!
Mein Vaterland — gut' Nacht!

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Berichtigung.

Seite 3	Vers 6 von oben	statt wolt' lies: wollt'
— 8	— 5 v. ob.	st. ſprach im Hofton l. ſagte
— 8	— 7 v. ob.	st. preſte l. preßte
— 14	— 8 v. unt.	st. waren l. waren
— 14	— 2 v. ob.	st. wohlgemut l. wohlgemuth
— 15	— 8 v. ob.	st. Liebchen l. Lieb
— 41	— 2 v. ob.	st. Schooß l. Schoos
— 42	— 8 v. unt.	st. umdüſtert l. umdüſtert
— 47	— 1 v. unt.	st. Haß l. Haſt.
— 85	— 1 v. ob.	nach Ehrenſtye fehlt ein,
— 88	— 1 v. ob.	vor Nun fehlt ein "
— 95	— 5 v. unt.	st. Ramen l. Herzblut
— 101	— 6 v. unt.	st. häslich l häßlich
— 109	— 6 v. ob.	st. muſte l. mußte
— 111	— 2 v. unt.	st. trauten l. trauter
— 141	— 1 v. ob.	nach Raß fehlt ein ,

Die Ueberſetzung der erſten Scene aus „Manfred" und des „Gut Nacht" aus Childe Harold entſtand erſt vorigen Jahr, und möge als Probe dienen, wie ich einige engliſche Dichter ins Deutſche zu übertragen gedenke. Die Lieder „Lebewohl" und „An Inn" ſind weit früher, und zwar in unreifer, fehlerhafter Form, überſetzt, und wurden aus blos zufälligen Gründen hier abgedruckt.

Berlin den 20ten Nov. 1821.

H. Heine.

Buch der Lieder

von

H. Heine.

Hamburg
bei Hoffmann und Campe.
1827.

ZENTRALBIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN KLASSIK · WEIMAR
NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN

Druck und Papier
der Gomperschen Officin
in Nürnberg.

Friedrich Merckel

sind die Bilder der Nordsee freundschaftlichst
zugeeignet

vom

Verfasser.

Junge Leiden.

1817 — 1821.

Traumbilder.

I.

Mir träumte einſt von wildem Liebesglühen,
Von hübſchen Locken, Myrthen und Reſede,
Von ſüßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düſtrer Lieder duſtern Melodien.

Verblichen und verweht ſind längſt die Träume,
Verweht iſt gar mein liebſtes Traumgebild!
Geblieben iſt mir nur, was glutherfüllt
Ich einſt gegoſſen hab' in weiche Reime.

Du bleibſt, verwaiſtes Lied! Verweh' jetzt auch,
Und ſuch' das Traumbild, das mir längſt entſchwunden,
Und grüß' es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten ſend' ich luft'gen Hauch.

II.

Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich.
Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,
Und in dem Herzen wogt's mir wild.

Da war ein Garten, wunderschön,
Da wollt' ich lustig mich ergehn;
Viel schöne Blumen sahn mich an,
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitscherten die Vögelein
Viel muntre Liebesmelodei'n;
Die Sonne war von Gold umstrahlt,
Die Blumen lustig bunt bemalt.

Viel Balsamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und Alles schimmert, Alles lacht,
Und zeigt mir freundlich seine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen ſtand;
Da ſchaut' ich eine ſchöne Maid,
Die emſig wuſch ein weißes Kleid.

Die Wänglein ſuß, die Aeuglein mild,
Ein blondgelocktes Heil'genbild;
Und wie ich ſchau, die Maid ich fand
So fremd und doch ſo wohl bekannt.

Die ſchöne Maid, die ſputet ſich,
Sie ſummt ein Lied gar wunderlich:
„Rinne, rinne, Wäſſerlein,
„Waſche, waſche Hemde rein."

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüſterte: O ſage mir,
Du wunderſchöne, ſuße Maid!
Für wen iſt dieſes weiße Kleid?

Da ſprach ſie ſchnell: Sey bald bereit,
Ich waſche dir dein Todtenkleid!
Und als ſie dieß geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. —

Schnell fortgezaubert ſtand ich bald
In einem düſtern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich ſtand erſtaunt und ſann und ſann.

Und horch! welch dumpfer Wiederhall!
Wie ferner Aextenſchläge Schall;
Ich eil' durch Buſch und Wildniß fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da ſtand ein großer Eichenbaum;
Und ſieh! mein Mägdlein wunderſam
Haut mit dem Beil den Eichenſtamm.

Und Schlag auf Schlag, und ſonder Weil',
Summt ſie ein Lied und ſchwingt das Beil:
„Eiſen blink, Eiſen blank,
„Zimmre hurtig Eichenſchrank."

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüſterte: O ſage mir,
Du wunderſüßes Mägdelein,
Wem zimmerſt du den Eichenſchrein?

Da ſprach ſie ſchnell: Die Zeit iſt karg,
Ich zimmre deinen Todtenſarg!
Und als ſie dieß geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. —

Es lag ſo bleich, es lag ſo weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid;
Ich wußte nicht wie mir geſchah,
Und heimlich ſchauernd ſtand ich da.

Und nun ich eben furder ſchweif',
Gewahr' ich einen weißen Streif;
Ich eilt' drauf zu, und eilt' und ſtand,
Und ſieh! die ſchöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid ſtand weiße Maid,
Grub tief die Erd' mit Grabeſcheit.
Kaum wagt ich noch ſie anzuſchau'n,
Sie war ſo ſchön und doch ein Grau'n.

Die ſchöne Maid, die ſputet ſich,
Sie ſummt ein Lied gar wunderlich:
„Spaten, Spaten, ſcharf und breit,
„Schaufle Grube tief und weit.“

Ich ging und nahete mich ihr
Und flüſterte: O ſage mir,
Du wunderſchöne, ſüße Maid,
Was dieſe Grube hier bedeut't?

Da ſprach ſie ſchnell: Sey ſtill, mein Knab',
Ich ſchaufle dir ein kühles Grab.
Und als ſo ſprach die ſchöne Maid,
Da öffnet ſich die Grube weit;

Und als ich in die Grube ſchaut',
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Sturzt' ich hinein, — und bin erwacht.

III.

Im nächt'gen Traum hab' ich mich ſelbſt geſchaut,
Im ſchwarzen Gallafrack und ſeidner Weſte,
Manſchetten an der Hand, als ging's zum Feſte,
Und vor mir ſtand mein Liebchen, ſüß und traut.
Ich beugte mich und ſagte: „Sind Sie Braut?
Ei! ei! ſo gratulir' ich, meine Beſte!"
Doch faſt die Kehle mir zuſammenpreſte
Der langgezog'ne, vornehm kalte Laut.
Und bitt're Thränen plötzlich ſich ergoſſen
Aus Liebchens Augen, und in Thränenwogen
Iſt mir das holde Bildniß faſt zerfloſſen.
O ſüße Augen, fromme Liebesſterne,
Obſchon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

IV.

Im Traum ſah ich ein Männchen klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäſche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und ſchmutzig.
Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von außen voller Würdigkeit;
Von der Courage ſprach es lang und breit,
Und that ſogar recht trotzig und recht ſtutzig.
„Und weißt du, wer das iſt? Komm her und ſchau'!“
So ſprach der Traumgott, und er zeigt mir ſchlau
Die Bilderfluth in eines Spiegels Rahmen.
Vor einem Altar ſtand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, Beide ſprachen: Ja!
Und tauſend Teufel riefen lachend: Amen!

V.

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Gluth?
Es kocht mein Blut und ziſcht und gährt,
Und grimme Gluth mein Herz verzehrt.

Das Blut iſt toll, die Flamme wild,
Weil zu mir kam ein Traumgebild;
Es kam der finſtre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus,
Und Fackelglanz und Kerzenſchein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein luſtig Hochzeitfeſt;
Zu Tafel ſaßen froh die Gäſt'.
Und wie ich nach dem Brautpaar ſchaut', —
O weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wunnesam,
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinter'm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

Es rauscht Musik, — gar still stand ich;
Der Freudenlärm betrubte mich.
Der Bräutgam oft gar zärtlich blickt,
Die Braut erwiedert's hold und nickt.

Der Bräutgam füllt den Becher fein,
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank, —
O Weh! mein rothes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Aepflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm sein Messer, schnitt hinein, —
O Weh! das war das Herze mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang,
Der Bräut'gam kühn die Braut umschlang,
Und küßt sie auf die Wangen roth, —
O Weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund',
Daß ich kein Wörtlein ſprechen kunt.
Da rauſcht es auf, der Tanz begann;
Das ſchmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich ſtand ſo leichenſtumm.
Die Tänzer ſchweben flink herum; —
Ein leiſes Wort der Bräut'gam ſpricht,
Die Braut wird roth, doch zurnt ſie nicht. — —

VI.

Im ſußen Traum bei ſtiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zauberpracht,
Die lang erſehnte Liebſte mein,
Und goß mir Gluth in's Herz hinein.

Und wie ich ſchau', erglüh ich wild
Und wie ich ſchau, ſie lächelt mild,
Und lächelt bis das Herz mir ſchwoll,
Und ſtürmiſch kühn das Wort entquoll:

„Nimm hin, nimm alles was da mein,
Mein Liebſtes will ich gern dir weih'n,
Dürft' ich dafür dein Buhle ſeyn,
Von Mitternacht bis Hahnenſchrei'n."

Da ſtaunt' mich an gar ſeltſamlich,
So lieb, ſo weh, und inniglich,
Und ſprach zu mir die ſchöne Maid:
So gieb mir deine Seligkeit.

„Mein Leben ſuß, mein junges Blut,
Gäb' ich, mit Freud und wohlgemuth,
Für dich, o Mädchen, engelgleich, —
Doch nimmermehr das Himmelreich."

Wohl brauſt hervor mein raſches Wort,
Doch blühet ſchöner immerfort,
Und immer ſpricht die ſchöne Maid:
O gieb mir deine Seligkeit!

Dumpf dröhnt dieß Wort mir in's Gehör,
Und ſchleudert mir ein Gluthenmeer
Wohl in den tiefſten Seelenraum;
Ich athme ſchwer, ich athme kaum. —

Da waren weiße Engelein,
Die glänzten hell im Roſenſchein;
Nun aber ſtürmte wild herauf
Ein gräulich ſchwarzer Nebelhauf.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die ſchwarze Schaar
In Nebelduft zerronnen war. —

Ich aber wollt' in Luft vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen ſchön;
Wie'n Rehlein ſuß umſchmiegt ſie mich,
Doch weint ſie auch recht bitterlich.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,
Und kuß' ihr Roſenmündlein ſtumm. —
„O ſtill', feins Lieb, die Thränenfluth,
Gieb her, feins Lieb, nur Minnegluth."

„Ergieb dich meiner Minnegluth —"
Da plötzlich ſtarr't zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend ſeinen Schlund.

Und aus dem Abgrund ſchwarz und graus
Stieg wild die ſchwarze Schaar heraus.
Aus meinen Armen ſchwand feins Lieb;
Ich ganz alleine ſtehen blieb.

Da tanzt im Kreiſe wunderbar,
Um mich herum, die ſchwarze Schaar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter ſchallt.

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer ſummt die Schauerweiſ':
Du gabeſt hin die Seligkeit,
Gehörſt uns nun in Ewigkeit!

VII.

Nun haſt du das Kaufgeld, nun zögerſt du doch?
Blutfinſtrer Geſell, was zögerſt du noch?
Schon ſitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht nah't ſchon, — es fehlt nur die Braut.

Viel ſchauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn;
Ihr Lüftchen! habt ihr mein Bräutchen geſehn?
Viel blaſſe Larven geſtalten ſich da,
Umknixen mich grinſend, und nicken: O ja!

Pack' aus, was bringſt du für Bothſchafterei,
Du ſchwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
„Die gnädige Herrſchaft meldet ſich an,
Gleich kommt ſie gefahren im Drachengeſpann.“

Du lieb grau Männchen, was iſt dein Begehr?
Mein todter Magiſter, was treibt dich her?
Er ſchaut mich mit ſchweigend trübſeligem Blick,
Und ſchüttelt das Haupt, und wandelt zurück.

Was winſelt und wedelt mein zott'ger Geſell?
Was glimmert ſchwarz Katers Auge ſo hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme bleib heut mit dem Singſang zu Haus,
Das Eiapopeia iſt lange ſchon aus;
Ich ſey're gar heute mein Hochzeitfeſt, —
Da ſchau' mal, dort kommen ſchon zierliche Gäſt'.

Da ſchau' mal! Ihr Herren, das nenn' ich galant!
Ihr tragt, ſtatt der Hüte, die Köpf' in der Hand!
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgen-Ornat,
Der Wind iſt ſtill, was kommt Ihr ſo ſpat?

Da kommt auch alt Beſenſtielmutterchen ſchon,
Ach ſegne mich, Mutterchen, bin ja dein Sohn;
Da zittert der Mund im weißen Geſicht:
„In Ewigkeit Amen!“ alt Mütterchen ſpricht.

Zwölf winddürre Muſiker ſchlendern herein;
Blind Fidelweib holpert wohl hintendrein.
Da ſchleppt der Hanswurſt, in buntſcheckiger Jack',
Den Todtengräber huckepack.

Da tanzen zwölf Kloſterjungfrauen herein;
Die ſchielende Kupplerin führet den Reih'n.
Da folgen zwölf lüſterne Pfäffelein ſchon,
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton'.

Herr Trödler, o ſchrei dir nicht blau das Geſicht.
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürſten- und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen ſind buckliht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengeſichter mit Heuſchreckenbein,
Hei! laßt mir das Rippengeklapper nur ſeyn!

Die ſämmtliche Höll' iſt los fürwahr!
Und lärmet und ſchwärmet in wachſender Schaar;
Sogar der Verdammniß-Walzer erſchallt, —
Still, ſtill! nun kommt mein feins Liebchen auch bald.

Geſindel ſey ſtill, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum ſelber mein leibliches Wort, —
Ei, reſſelt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin! wo biſt du? ſchnell öffne das Thor.

Willkommen, feins Liebchen, wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen Herr Paſtor, ach nehmen Sie Platz!
Herr Paſtor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eu'r Hochwürden Dienſteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was ſtehſt du ſo ſtumm und bleich?
Der Herr Paſtor ſchreitet zur Trauung ſogleich;
Wohl zahl ich ihm theure, bluttheure Gebuhr,
Doch dich zu beſitzen gilt's Kinderſpiel mir.

Knie' nieder, ſüß Bräutchen, knie' hin mir zur Seit'! —
Da kniet ſie, da ſinkt ſie, — o ſelige Freud! —
Sie ſinkt mir an's Herz, an die ſchwellende Bruſt,
Ich halt' ſie umſchlungen mit ſchauernder Luſt.

Die Goldlockenwellen umſpielen uns beid';
An mein Herze rocht das Herze der Maid.
Sie rochen wohl beide vor Luſt und vor Weh,
Und ſchweben hinauf in die Himmelshöh'.

Die Herzlein ſchwammen im Freudenſee,
Dört eben in Gottes heil'ger Höh';
Doch über den Häuptern viel Grauſen ſich regt,
Da hat die Hölle die Hand gelegt,

Das iſt der finſtre Sohn der Nacht,
Der hier den ſegnenden Prieſter macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten iſt Läſtern, ſein Segnen iſt Fluch.

Und es krächzet und ziſchet und heulet toll,
Wie Wogengebrauſe, wie Donnergerolle;
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht, —
„In Ewigkeit Amen!“ alt Mütterchen ſpricht.

VIII.

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnſinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernſt und ſtill.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenſtein;
Das war der flimmernde Mondesſchein.
Da liſpelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da ſteigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entſtiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenſtein ſich ſetzt.
In die Saiten der Zither greift er ſchnell,
Und ſingt dabei recht hohl und grell:

Ei! kennt Ihr noch das alte Lied,
Das einſt ſo wild die Bruſt durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,

Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menſchen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten ſich auf die Gräber all';
Viel Luftgeſtalten dringen hervor,
Und umſchweben den Spielmann und ſchrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Ei, was rufſt du in der Nacht?

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauſet und ſauſet, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umſchweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
Seyd willkommen!
Hatt vernommen
Daß mein Zauberwort erſcholl,

Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenſtill im Kämmerlein;
Laßt uns heute luſtig ſeyn!
Mit Vergunſt. —
Seht erſt zu, ſind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wuth ergeben
Einer tollen Liebesbrunſt.
Kurzweil ſoll uns heut nicht fehlen,
Jeder ſoll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpft aus dem Kreiſe, ſo leicht, wie der Wind,
Ein mageres Weſen, das ſummend beginnt:

Ich war ein Schneidergeſelle,
Mit Nadel und mit Scheer';
Ich war ſo flink und ſchnelle
Mit Nadel und mit Scheer'.
Da kam die Meiſterstochter
Mit Nadel und mit Scheer';
Und hat mir in's Herz geſtochen
Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Ein Zweiter trat ſtill und ernſt hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und beſonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muſter vor.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich, wie jene Helden,
Und das ſchönſte Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich ſeufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger raſch
In des Herren Nachbars Taſch'.

Doch der Gaſſenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnſuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taſchentuch,
Das mein Nachbar bei ſich trug.

Und nach frommer Häſcherſitte
Nahm man ſtill mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterſchooß.

Schwelgend ſuß in Liebesſinnen,
Saß ich dort beim Wolleſpinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam,
Und die Seele mit ſich nahm.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Geſchminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und ſpielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich ſeufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer ſpielt' ich am beſten,
Maria war immer ſo ſchön!
Doch trotz der natürlichſten Geſten
Sie wollte mich nimmer verſteh'n. —

Einſt als ich verzweifelnd am Ende
„Maria, du Heilige!" rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und ſtach mich ein bischen zu tief.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Im weißen Flauſch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder ſchwatzte herab der Profeſſor,
Er ſchwatzt', und ich ſchlief oft gut dabei ein;
Doch hätt' mir's behagt noch tauſendmal beſſer
Bei ſeinem holdſeligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenſter genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philiſter, dem reichen Wicht.

Da flucht ich den Weitern und reichen Halunken,
Und miſchte mir Teufelskraut in den Wein, —
Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken,
Der ſprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor,
Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgeſtein.
Was ſcheert mich, du Gräflein, dein Edelgeſtein,
Mir mundet weit beſſer dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf beſold'te viel Dienergetroß.

Was ſcheeren mich Diener und Riegel und Schloß, —
Ich ſtieg getroſt auf die Leiterſproß.

An Liebchens Fenſterlein klettr' ich getroſt,
Da hör' ich es unten fluchen erboſt:
„Fein ſachte, mein Bubchen, muß auch dabei ſeyn,
Ich liebe ja auch die Edelgeſtein.“

So ſpöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerſchaar.
„Zum Teufel, Geſindel! Ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur ſtehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert ſie ſich,
Am hellen Galgen fand ſie mich.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Den Kopf in der Hand trat ein Sechster hervor.

Zum Waidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich ſchlich umher, die Büchſ' im Arm.
Da ſchnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, ſpürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Buſch und Strauch
Späh't rings umher mein Jägerauge.

Was koſet dort? was ſchnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's ſeyn.
Ich ſchleich herbei, — den Hahn geſpannt, —
Sieh' da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt ſie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich ſelbſt dabei als Hauptperſon —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Da trat der Spielmann ſelber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen geſungen,
Das ſchöne Lied iſt aus;

Wenn das Herz im Leibe zerſprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter ſich verzeilt erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreiſe ſchwebt.
Da ſcholl vom Kirchthurm' „Eins" herab,
Da ſtürzten die Geiſter ſich heulend in's Grab.

IX.

Ich lag und ſchlief, und ſchlief recht mild,
Verſcheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerſchönſte Maid.

Sie war wie Marmelſtein ſo bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge ſchwamm es perlengleich,
Gar ſeltſam wallt' ihr Haar.

Und leiſe, leiſe ſich bewegt
Die marmorblaſſe Maid,
Und an mein Herz ſich niederlegt
Die marmorblaſſe Maid.

Wie bebt und pocht vor Weh und Luſt,
Mein Herz, und brennet heiß!
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Bruſt,
Die iſt ſo kalt wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Bruſt,
Die iſt wie Eis ſo kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Luſt,
Der Liebe Allgewalt.

Mir bluht kein Roth auf Mund und Wang,
Mein Herz durchſtrömt kein Blut;
Doch ſträube dich nicht ſchauernd bang,
Ich bin dir hold und gut."

Und wilder noch umſchlang ſie mich,
Und that mir bald ein Leid;
Da kräht der Hahn — und ſtumm entwich
Die marmerbläſſe Maid.

X.

Da hab' ich viel blaſſe Leichen
Beſchworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meiſter
Vergaß ich vor Schauer und Graus.
Nun zieh'n die eig'nen Geiſter
Mich ſelber in's nebl'chte Haus.

Laßt ab, ihr finſtren Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier eben im Roſenlicht.

Ich muß ja immer ſtreben
Nach der Blume wunderhold;
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich Sie nicht lieben geſellt?

Ich möcht ſie nur einmal umfangen,
Und preſſen an's gluhende Herz!
Nur einmal die Lippen und Wangen
Küſſen mit ſel'gem Schmerz.

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht' ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Euch, Geiſter, zum finſtern Ort.

Die Geiſter haben's vernommen,
Und nicken grauſiglich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Feins Liebchen, liebſt du mich?

Lieder.

1.

Morgens ſteh ich auf und frage:
Kommt feins Liebchen heut?
Abends ſink' ich hin und klage:
Ausblieb ſie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich ſchlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

II.

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Nach wenigen Stunden dann ſoll ich ſie ſchauen.
Sie ſelber die Schönſte der ſchönen Jungfrauen;
Du treues Herz, was pochſt du ſchwer!

Die Stunden ſind aber ein faules Volk!
Schleppen ſich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege;
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaß't!
Aber wohl niemals liebten die Hexen;
Heimlich im grauſamen Bunde verſchworen,
Spotten ſie tückiſch der Liebenden Haſt.

III.

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und ſchlich mir in's Herz hinein.

Wer hat Euch dieß Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh?
Schweigt ſtill, wenn mein Herz es höret,
Dann thut es noch einmal ſo weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die ſang es immerfort,
Da haben wir Vög'lein gefangen
Das hübſche, goldne Wort."

Das ſollt Ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderſchlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir ſtehlen.
Ich aber Niemanden trau'.

IV.

Lieb Liebchen, leg's Händchen auf's Herze mein;
Ach, hörſt du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauſet ein Zimmermann ſchlimm und arg,
Der zimmert mir einen Todtenſarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht;
Es hat mich ſchon längſt um den Schlaf gebracht.
Ach! ſputet Euch, Meiſter Zimmermann,
Damit ich balde ſchlafen kann.

V.

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müſſen ſcheiden, —
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

Lebe wohl, du heilge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl! du heilge Stelle,
Wo ich ſie zuerſt geſchaut.

Hätt' ich dich doch nie geſehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär es dann geſchehen,
Daß ich jetzt ſo elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein ſtilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängſt mich ſelbſt von hinnen,
Bittre Worte ſpricht dein Mund;
Wahnſinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz iſt krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderſtab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

VI.

Warte, warte, wilder Schiffmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfraun nehm' ich Abſchied,
Von Europa und von Ihr.

Blutquell, rinn' aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Daß ich mit dem heißen Blute
Meine Schmerzen niederſchreib'.

Ei, mein Lieb, warum juſt heute
Schauderſt du, mein Blut zu ſehn?
Sahſt mich bleich und herzeblutend
Lange Jahre vor dir ſtehn!

Kennſt du noch das alte Liedchen
Von der Schlang im Paradies,
Die durch ſchlimme Apfelgabe
Unſern Ahn in's Elend ſtieß?

Alles Unheil brachten Aepfel!
Eva bracht' damit den Tod,
Eris brachte Trojas Flammen,
Du bracht'ſt beides, Flamm' und Tod.

VII.

Berg' und Burgen ſchau'n herunter
In den ſpiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen ſegelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenſchein.

Ruhig ſeh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Buſen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, eben gleißend,
Bringt ſein Inn'res Tod und Nacht.

Oben Luſt, im Buſen Tücken,
Strom, du biſt der Liebſten Bild!
Die kann auch ſo freundlich nicken,
Lächelt auch ſo fromm und mild.

VIII.

Anfangs wollt ich faſt verzagen,
Und ich glaubt' ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen. —
Aber fragt mich nur nicht, wie?

IX.

Mit Myrthen und Roſen, lieblich und hold,
Mit duft'gen Zypreſſen und Flittergold,
Möcht' ich zieren dieß Buch wie 'nen Todtenſchrein,
Und ſargen meine Lieder hinein.

O könnt' ich die Liebe ſargen hinzu!
Auf dem Grabe der Liebe wächſt Blümlein der Ruh,
Da blubt es hervor, da pflückt man es ab, —
Doch mir blubt's nur, wenn ich ſelber im Grab.

Hier ſind nun die Lieder, die einſt ſo wild,
Wie ein Lavaſtrom, der dem Aetna entquillt,
Hervorgeſtürzt aus dem tiefſten Gemüth,
Und rings viel blitzende Funken verſprüht!

Nun liegen ſie ſtumm und todtengleich,
Nun ſtarren ſie kalt und nebelbleich.
Doch auf's neu' die alte Gluth ſie belebt,
Wenn der Liebe Geiſt einſt über ſie ſchwebt.

Und es wird mir im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geiſt einſt über ſie thaut;
Einſt kommt dieß Buch in deine Hand,
Du ſüßes Lieb im fernen Land.

Dann löſt ſich des Liedes Zauberbann,
Die blaſſen Buchſtaben ſchaun dich an,
Sie ſchauen dir flehend in's ſchöne Aug',
Und flüſtern mit Wehmuth und Liebeshauch'

Romanzen.

I.

Der Traurige.

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben ſehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Auf's Geſicht geſchrieben ſtehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung ſeiner heißen Stirn;
Labung möcht' ins Herz ihm lächeln
Manche ſonſt ſo ſpröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Fluchtet er ſich nach dem Wald.
Luſtig rauſchen dort die Blätter,
Luſt'ger Vogelſang erſchallt.

Doch der Sang verſtummet balde,
Traurig rauſchet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langſam ſich genähert hat.

II.

Die Bergſtimme.

Ein Reiter durch das Bergthal zieht,
Im traurig ſtillen Trab':
Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich in's dunkle Grab?
Die Bergſtimm Antwort gab:
In's dunkle Grab!

Und weiter reitet der Reitersmann,
Und ſeufzet ſchwer dazu:
So zieh' ich denn hin in's Grab ſo früh, —
Wohlan im Grab iſt Ruh.
Die Stimme ſprach dazu:
Im Grab iſt Ruh!

Dem Reitersmann eine Thräne rollt
Von der Wange bleich und kummervoll:
Und iſt nur im Grabe die Ruhe für mich, —
So iſt mir im Grabe wohl.
Die Stimm' erwiedert hohl:
Im Grabe wohl!

III.

Zwei Brüder.

Oben auf der Bergesſpitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das ſind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wuthentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderſtreit;
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet ſich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entſcheiden, —
Schwert heraus, entſcheide du!

Und ſie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkracht's.
Hütet euch, Ihr wilden Degen,
Grauſig Blendwerk ſchleichet Nachts.

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! blut'ges Thal!
Beide Kämpfer ſtürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geſchlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloß herab.

Aber Nachts, im Thalesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar,
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Bruderpaar.

IV.

Der arme Peter.

1.

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor Lauter Freude.
Der Peter ſteht ſo ſtill und ſumm,
Und iſt ſo blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete ſind Bräut'gam und Braut,
Und blitzen im Hochzeitgeſchmeide.
Der arme Peter die Nägel kau't
Und geht im Werkeltagskleide.

Der Peter ſpricht leiſe vor ſich her,
Und ſchaut betrübet auf beide:
Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',
Ich thät' mir was zu leide.

2.

„In meiner Bruſt, da ſitzt ein Weh,
Das will die Bruſt zerſprengen;
Und wo ich ſteh' und wo ich geh',
Will's mich von hinnen drängen.

Es treibt mich nach der Liebſten Nah',
Als könnt's die Grete heilen;
Doch wenn ich der in's Auge ſeh',
Muß ich von hinnen eilen.

Ich ſteig' hinauf des Berges Höh',
Dort iſt man doch alleine;
Und wenn ich ſtill dort oben ſteh',
Dann ſteh' ich ſtill und weine."

3.

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langſam; leichenblaß und ſcheu.
Es bleiben faſt, wenn ſie ihn ſehn,
Die Leute auf der Straße ſtehn.

Die Mädchen flüſtern ſich in's Ohr:
„Der ſtieg wohl aus dem Grab' hervor.“
Ach nein, Ihr lieben Jungfräulein,
Der legt ſich erſt in's Grab hinein.

Er hat verloren ſeinen Schatz,
Drum iſt das Grab der beſte Platz
Wo er am beſten liegen mag,
Und ſchlafen bis zum jüngſten Tag.

V.

Lied des Gefangenen.

Als meine Großmutter die Liſe bekert,
Da wollten die Leut ſie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Dinte verkiert,
Doch wollte ſie nicht bekennen.

Und als man ſie in den Keſſel ſchob,
Da ſchrie ſie Mord und Wehe;
Und als ſich der ſchwarze Qualm erhob,
Da flog ſie als Rab' in die Höhe.

Mein ſchwarzes, gefiedertes Großmutterlein!
O komm' mich im Thurme beſuchen,
Komm'! fliege geſchwinde durch's Gitter herein,
Und bringe mir Käſe und Kuchen.

Mein ſchwarzes, gefiedertes Großmutterlein!
O möchteſt du nur ſorgen,
Daß die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luſtig ſchwebe morgen.

VI.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als ſie kamen in's deutſche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten ſie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Beſiegt und zerſchlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.

Da weinten zuſammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine ſprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre ſprach: das Lied iſt aus,
Auch ich möcht mit dir ſterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was ſcheert mich Weib, was ſcheert mich Kind,
Ich trage weit beſſres Verlangen;
Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind, —
Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt ſterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollſt du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gurt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen ſtill,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einſt ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Roſſe Getrabe.

Dann reitet mein Kaiſer wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und klitzen;
Dann ſteig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiſer, den Kaiſer zu ſchützen.

VII.

Die Botſchaft.

Mein Knecht! ſteh auf und ſattle ſchnell,
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage raſch, durch Wald und Feld,
Nach König Dunkans Schloß.

Dort ſchleiche in den Stall, und wart',
Bis dich der Stallbub ſchaut.
Den forſch' mir aus: Sprich, welche iſt
Von Dunkans Töchtern Braut?

Und ſpricht der Bub: „Die Braune iſt's",
So bring mir ſchnell die Mähr.
Doch ſpricht der Bub: „Die Blonde iſt's",
So eile nicht ſo ſehr.

Dann geh' zum Meiſter Seiler hin,
Und kauf' mir einen Strick,
Und reite langſam, ſprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

VIII.

Die Heimführung.

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,
Du mußt mit mir wandern
Nach der lieben, alten, ſchaurigen Klauſe,
In dem trüben, kalten, traurigen Hauſe,
Wo meine Mutter am Eingang kau'rt,
Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Laß ab von mir, du finſtrer Mann!
Wer hat dich gerufen?
Dein Odem gluht, deine Hand iſt Eis,
Dein Auge ſpruht, deine Wang' iſt weiß;
Ich aber will mich luſtig freu'n
An Roſenduft und Sonnenſchein.“

Laß duften die Roſen, laß ſcheinen die Sonn',
Mein ſüßes Liebchen!
Hüll' ein dich im weiten, weißwallenden Schleier,
Spiel fein auf den Saiten der ſchallenden Leyer,
Und ſinge ein Hochzeitlied dabei;
Der Nachtwind pfeift die Melodei.

IX.

Don Ramiro.

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre,
Haſt beſchloſſen mein Verderben,
Haſt beſchloſſen ohn' Erbarmen.

Donna Clara! Donna Clara!
Iſt doch ſuß die Lebensgabe!
Aber unten iſt es grauſig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

Donna Clara! Freu' dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Ehgemahl begrußen.
Wirſt du mich zur Hochzeit laden?"

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bitt'rer als der Spruch der Sterne,
Die da ſpotten meines Willens.

Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübſinn;
Mädchen giebt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geſchieden.

Don Ramiro! Ueberwinder
Vieler tauſend Mohrenritter!
Ueberwinde nun dich ſelber, —
Komm' auf meine Hochzeit, Lieber."

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich ſchwör' es, ja ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen."

„Gute Nacht!" — Das Fenſter klirrte.
Seufzend ſtand Ramiro unten,
Stand noch lange wie verſteinert;
Endlich ſchwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläſte
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten ſtattlich wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienenſummen
Klingt der Glocken Feſtgelaute,
Lieblich ſteigen Betgeſänge
Aus den frommen Gotteshäuſern.

Aber dorten, ſiehe! ſiehe!
Dorten aus der Marktkapelle
Strömt die bunte Volksmenge,
Im Gewimmel und Gedränge.

Blanke Ritter, ſchmucke Frauen,
Hofgeſinde feſtlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauſcht dazwiſchen.

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen
Schreitet ſtolz das junge Ehpaar;
Donna Clara ſchwarz verſchleiert,
Don Fernando, waffenglänzend.

Tauſend Augen ſchaun nach ihnen,
Tauſend frohe Stimmen rufen:
Heil Kaſtiliens Mädchenſonne!
Heil Kaſtiliens Ritterblume!

Bis an Bräutigams Palaſtthor
Wälzet ſich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterſpiel und frohe Tafel
Wechſeln unter lautem Jubel;
Rauſchend ſchnell entfliehn die Stunden
Bis die Nacht herabgeſunken.

Und zum Tanze ſich verſammeln
Dort im Saal die Hochzeitgäſte;
Alle funkeln buntbeleuchtet
Von dem Lichterheer der Kerzen.

Don Fernando ſtrolt wie'n König
In dem guldnen Purpurmantel;
Clara wie die junge Roſe,
Bluht im weißen Brautgewande.

Auf erhobne Ehrenſitze
Rings von Dienerſchaft umwoget,
Ließen ſich die beiden nieder,
Und ſie tauſchten ſüße Worte.

Und im Saale krauſt es dumpfig,
Wie ein Meer von Sturm beweget!
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.

„Doch warum, o ſchöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert ſprach der Ritter.

„Siehſt du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im ſchwarzen Mantel?“
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach! das iſt ja nur ein Schatten.“

Doch es nähert ſich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro ſchnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, gluthbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer;
Und der Boden dröhnt und zittert
Von dem rauschenden Getöse.

„Wahrlich gerne, Don Ramire,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen.“

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er duster:
„Sprachest ja ich sollte kommen!“

Und in's wilde Tanzgetummel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Sind ja schneeweiß deine Wangen!“
Flüstert Clara heimlich schauernd.
„Sprachest ja ich sollte kommen!“
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!“
Flüſtert Clara, ſchauerzuckend.
„Sprachſt ja ich ſollte kommen!“
Und ſie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft iſt ja dein Odem!“
Wie als Echo ſchallen heiſer
Don Ramiros grauſe Worte.

Und der Boden raucht und gluhet,
Luſtig fiedeln die Geiger;
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt alles im Gekreiſel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!“
Wimmert's immer im Gewoge.
Immer ſchnarret hohl die Antwort:
„Sprachſt ja ich ſollte kommmen!“

„Nun ſo geh in Gottes Namen!“
Clara rief's mit feſter Stimme,
Und dies Wort war kaum entfahren,
Und verſchwunden war Ramiro.

Clara ſtarret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildniß
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelſchlummer,
Endlich ſchlägt ſie auf die Wimper;
Aber Staunen will auf's neue
Ihre holden Augen ſchließen.

Denn derweil der Tanz begonnen
War ſie nicht vom Sitz gewichen,
Und ſie ſitzt noch bei dem Bräut'gam;
Und der Ritter ſorgſam bittet:

„Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug ſo dunkel? —“
„Und Ramiro? — — —“ ſchaudert Clara,
Und Entſetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernſten Falten
Furch't ſich jetzt des Bräut'gams Stirne:
„Herrin, forſch' nicht blut'ge Kunde, —
Heute Mittag ſtarb Ramire.“

X.

Belſatzar.

Die Mitternacht zog näher ſchon;
In ſtummer Ruh lag Babylon.

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben, in dem Königsſaal,
Belſatzar hielt ſein Königsmahl.

Die Knechte ſaßen in ſchimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem ſtörrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er läſtert die Gottheit mit ſündigem Wort.

Und er brüſtet ſich frech, und läſtert wild;
Die Knechtenſchaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit ſtolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand'.

Und er leert ihn haſtig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit ſchäumendem Mund:

Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!

Doch kaum das grauſe Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Buſen bang.

Das gellende Lachen verſtummte zumal;
Es wurde leichenſtill im Saal.

Und ſieh! und ſieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menſchenhand;

Und ſchrieb, und ſchrieb an weißer Wand
Buchſtaben von Feuer, und ſchrieb und ſchwand.

Der König ſtieren Blicks da ſaß,
Mit ſchlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechtenſchaar ſaß kalt durchgraut,
Und ſaß gar ſtill, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verſtand
Zu deuten die Flammenſchrift an der Wand.

Belſazar ward aber in ſelbiger Nacht
Von ſeinen Knechten umgebracht.

XI.

Die Minneſänger.

Zu dem Wettgeſange ſchreiten
Minneſänger jetzt herbei;
Ei, das giebt ein ſeltſam Streiten,
Ein gar ſeltſames Turnei!

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das iſt ſein Schwert.

Hübſche Damen ſchauen munter
Vom beteppichten Balkon',
Doch die rechte iſt nicht drunter
Mit des Sieges Myrthenkron'.

Andre Leute, wenn ſie ſpringen
In die Schranken, ſind geſund;
Aber Minneſänger bringen
Dort ſchon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringen
Liedes Blutström' aus der Brust,
Der wird's beste Lob erringen,
Und sein Weh giebt Andern Lust.

XII.

Die Fenſterſchau.

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenſter.
Sie ſprach halblaut: Gott ſteh mir bei,
Der unten ſchaut bleich wie Geſpenſter!

Der unten erhub ſein Aug in die Höh',
Hinſchmachtend nach Hedewigs Fenſter.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch ſie ward bleich wie Geſpenſter.

Schön Hedwig ſtand nun mit Liebesharm
Alltäglich lauernd am Fenſter.
Bald aber lag ſie in Heinrichs Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Geſpenſter.

XIII.

Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb';
Ein Ritter lag liebeswunde,
Doch treulos iſt ſein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebſte ſein,
Als ſchimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten,
Und rufen die Ritter zum Streit:
Der mag ſich zum Kampfe bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeih't!

Da würden wohl Alle ſchweigen,
Nur nicht ſein eigener Schmerz;
Da müßt' er die Lanze neigen
Wider's eigne klagende Herz.

XIV.

Waſſerfahrt.

Ich ſtand gelehnet an den Maſt,
Und zählte jede Welle.
Ade! mein ſchönes Vaterland
Mein Schiff, das ſegelt ſchnelle!

Ich kam ſchön Liebchens Haus vorbei,
Die Fenſterſcheiben blinken;
Ich guck' mir faſt die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daß ich nicht dunkel ſehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzugroßem Wehe.

XV.

Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reitet im grunen Wald,
Die Blätter luſtig rauſchen.
Er ſieht eine holde Mädchengeſtalt
Durch Baumeszweige lauſchen.

Der Junker ſpricht: Wohl kenne ich
Dies blühende, gluhende Bildniß,
Verlockend ſtets umſchwebt es mich
In Volksgewühl und Wildniß.

Zwei Röslein ſind die Lippen dort,
Die lieblichen, die friſchen;
Doch manches häßlich bitt're Wort
Schleicht tuckiſch oft dazwiſchen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübſchen Roſenbüſchen,
Wo gift'ge Schlangen wunderſchlau
Im dunkeln Laube ziſchen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das iſt die Grube, worein mich trieb
Wahnſinniges Verlangen.

Dort ſeh' ich ein ſchönes Lockenhaar
Vom ſchönſten Köpfchen hangen;
Das ſind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böſe gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar, wie ſtille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle. —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauſchen ſchaurig.
Da ſieht er von fern eine zweite Geſtalt,
Die iſt ſo bleich, ſo traurig.

Der Junker ſpricht: O Mutter dort,
Die mich ſo mutterlich liebte,
Der ich mit böſem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O, könnt ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Gluth von meinen Schmerzen!
O, könnt ich dir röthen die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu duſtern,
Viel ſeltſame Stimmen regen ſich,
Die Abendwinde fluſtern.

Der Junker hört die Worte ſein
Gar vielfach wiederklingen.
Das thaten die ſpöttiſchen Waldvöglein,
Die zwitſchern laut und ſingen:

Herr Ulrich ſingt ein hubſches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende geſungen das Lied,
So ſingt er es wieder auf's Neue.

XVI.

An eine Sängerin.

Als ſie eine alte Romanze ſang.

Ich denke noch der Zauberrollen,
Wie ſie zuerſt mein Auge ſah!
Wie ihre Töne lieblich klangen,
Und heimlich ſüß in's Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen, —
Ich wußte nicht wie mir geſchah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Als ſey ich noch ein frommes Kind,
Und ſäße ſtill, beim Lämpchenſcheine,
In Mutters warmem Kämmerleine,
Und läſe Mährchen wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Mährchen fangen an zu leben,
Die Ritter ſteigen aus der Gruft;
Bei Ronzisvall da giebt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch den wird Roland ſchlimm gebettet;
Er ſchwimmt in Blut, und athmet kaum;
Kaum mochte fern ſein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Carls erreichen. —
Da muß der Ritter ſchon erbleichen. —
Und mit ihm ſtirbt zugleich mein Traum.

Das war ein laut verwirr'nes Schallen,
Das mich aus meinem Traumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute ſchlugen in die Hände,
Und riefen „Bravo" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt ſich tief.

XVII.

Das Lied von den Dukaten.

Meine güldenen Dukaten,
Sagt wo seyd Ihr hingerathen?

Seyd Ihr bei den guldnen Fischlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seyd Ihr bei den güldnen Blumlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell vom Morgenthaue?

Seyd Ihr bei den guldnen Vöglein,
Die da schweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seyd Ihr bei den guldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! Ihr guldenen Dukaten
Schwimmt nicht in des Baches Well',
Funkelt nicht auf grüner Au',
Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell, —
Meine Manichäer, traun!
Halten Euch in ihren Klau'n.

XVIII.

Gespräch auf der Paderborner Haide.

Hörst du nicht die fernen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ei, mein Freund, das nenn' ich irren,
Von den Geigen hör' ich keine,
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen nur hör' ich die Schweine."

Hörst du nicht das Waldhorn blasen?
Jäger sich des Waidwerks freuen;
Fromme Lämmer seh ich grasen,
Schäfer spielen auf Schallmeien.

„Ei, mein Freund, was du vernommen
Ist kein Waldhorn, noch Schallmeie;
Nur den Sauhirt seh' ich kommen,
Heimwärts treibt er seine Säue."

Hörſt du nicht das ferne Singen,
Wie von ſüßen Wettgeſangen?
Englein ſchlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall ſolchen Klängen.

„Ei, was dort ſo hubſch geklungen,
Iſt kein Wettgeſang, mein Lieber!
Singend treiben Gänſejungen
Ihre Gänſelein vorüber.“

Hörſt du nicht die Glocken lauten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchenganger ſchreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, das ſind die Schellen
Von den Ochſen, von den Kuhen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit geſenktem Kopfe ziehen.“

Siehſt du nicht den Schleier wehen?
Siehſt du nicht das leiſe Nicken?
Dort ſeh' ich die Liebſte ſtehen,
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

„Ei! mein Freund, dort ſeh' ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Liſe;
Blaß und hager an den Krücken
Hinkt ſie weiter nach der Wieſe."

Nun, mein Freund, ſo magſt du lachen
Ueber des Phantaſten Frage;
Kannſt doch nicht zur Täuſchung machen,
Was ich feſt im Buſen trage.

XIX.

Lebensgruß.

(Stammbuchblatt.)

Eine große Landſtraß' iſt unſre Erd',
Wir Menſchen ſind Paſſagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Couriere.

Man fährt ſich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taſchentuch' aus der Caroſſe;
Man hätte ſich gerne geherzt und geküßt, —
Doch jagen von hinnen die Roſſe.

Kaum trafen wir uns auf derſelben Station,
Herr liebſter Prinz Alexander,
Da läßt ſchon zur Abfahrt der Poſtillon
Und bläſt uns ſchon auseinander.

XX.

Wahrhaftig.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Stralenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwei süße Aeuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemuth; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang keine Welt.

Sonette.

An A. W. v. Schlegel.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflaſterchen auf den geſchminkten Wangen,
Mit Schnabelſchuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfriſur, und wespengleich geſchnuret;
So war die Aſtermuſe ausſtaffiret,
Als ſie einſt kam, dich liebend zu umfangen.
Du biſt ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrteſt fort von dunkelm Trieb geführet.
Da fandeſt du ein Schloß in alter Wildniß,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildniß,
Die ſchönſte Maid in Zauberſchlaf verſunken.
Doch wich der Zauber bald, bei deinem Gruße
Aufwachte lächelnd Deutſchlands ächte Muſe,
Und ſank in deine Arme liebestrunken.

An meine Mutter, B. Heine, geborne v. Geldern.

1.

Ich bin's gewohnt den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn iſt auch ein bischen ſtarr und zähe;
Wenn ſelbſt der König mir in's Antlitz ſähe,
Ich würde nicht die Augen niederſchlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's ſagen:
Wie mächtig auch mein ſtolzer Muth ſich blähe,
In deiner ſelig ſüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.
Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet?

II.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einſt verlaſſen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte ſehn ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfaſſen.
Die Liebe ſuchte ich auf allen Gaſſen,
Vor jeder Thüre ſtreckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesſpende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Haſſen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hauſe, krank und trübe.
Doch da biſt du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geſchwommen,
Das war die ſüße, langgeſuchte Liebe.

An H. S.

Wie ich dein Büchlein haſtig aufgeſchlagen,
Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
Viel goldne Bilder, die ich weiland ſchaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich ſehe wieder ſtolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutſcher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwiſchen klingt's wie ſüße Liebesklagen.
Wohl ſeh' ich auch wie ſie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die ſich dort erfrechen
Das hübſche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich' entblättern.
Und ſie des grünen Schmuckes rings berauben, —
Kommt neuer Lenz, wird ſie ſich neu belauben.

Fresko-Sonette an Christian S.

I.

Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig ſind, inwendig Sand,
Ich ſchlag' nicht ein, reicht mir ein Bub die Hand,
Der heimlich mir den Namen will zerfetzen.
Ich beug' mich nicht vor jenen hübſchen Metzen,
Die ſchamlos prunken mit der eignen Schand,
Ich zieh' nicht mit, wenn ſich der Pöbel ſpannt
Vor'n Siegeswagen ſeiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach, durch ſchwankes Biegen,
In Wind und Wetter ſtehn bleibt, nach wie vor.
Doch ſprich, wie weit bringt's wohl am End' ſolch Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierſtock dient's dem Stutzer,
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer.

II.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen Ich sey einer von den Ihren.
Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verläugne all die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel koketliren.
So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von wen'gen.
Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So mußte all das Galgenpack verstummen.

III.

Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgeſichtern;
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern
Und hämiſch mich beſchnuffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Geiſtesrichtern;
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübſche ſieben Sachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſo zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;
Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen, und zerſchnitten, und zeſtochen, —
Dann bleibt uns doch das ſchöne gelle Lachen.

IV.

Im Hirn ſpukt mir ein Mährchen wunderfein,
Und in dem Mährchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderſchönes, zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieſes liebloſ frohſtige Gemüth
Kam Hochmuth nur und Uebermuth hinein.
Hörſt du wie mir im Kopf' das Mährchen klinget?
Und wie das Liedchen ſummet ernſt und ſchaurig?
Und wie das Mägdlein kichert leiſe, leiſe?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerſpringet:
Und, ach! da wär's doch gar entſetzlich traurig,
Käm' der Verſtand mir aus dem alten Gleiſe.

V.

In ſtiller, wehmuthweicher Abendſtunde,
Umklingen mich die längſt verſcholl'nen Lieder,
Und Thränen rollen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberſpiegels Grunde
Seh' ich das Bildniß meiner Liebſten wieder;
Sie ſitzt am Arbeitstiſch', im rothen Mieder,
Und Stille herrſcht in ihrer heilgen Runde.
Doch plötzlich ſpringt ſie auf vom Stuhl und ſchneidet
Von ihrem Haupt die ſchönſte aller Locken,
Und gibt ſie mir, — vor Freud bin ich erſchrocken!
Mephiſto hat die Freude mir verleidet.
Er ſpann ein feſtes Seil von jenen Haaren,
Und ſchleift mich dran herum ſeit vielen Jahren.

VI.

„Du gabſt, als ich vor'm Jahr dich wiederblickte,
Mir keinen Kuß in jener Willkommſtund'."
So ſprach ich, und der Liebſten rother Mund
Den ſchönſten Kuß auf meine Lippen drückte.
Und lächelnd ſüß ein Myrthenreis ſie pflückte
Vom Myrthenſtrauche, der am Fenſter ſtund:
„Nimm hin, und pflanz' dies Reis in friſchen Grund,
Und ſtell' ein Glas darauf," ſprach ſie und nickte. —
Schon lang iſt's her. Es ſtarb das Reis im Topf'.
Sie ſelbſt hab' ich ſeit Jahren nicht geſehn;
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf'.
Und aus der Ferne trieb's mich jüngſt zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vor'm Hauſe blieb ich ſtehn
Die ganze Nacht, ging erſt am Morgen fort.

VII.

Hut' dich, mein Freund, vor grimmen Teufelskratzen,
Doch ſchlimmer ſind die ſanften Engelskrätzchen.
Ein ſolches bot mir einſt ein ſüßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt' ich ſcharfe Tatzen.
Hut' dich, mein Freund, vor ſchwarzen, alten Katzen,
Doch ſchlimmer ſind die weißen, jungen Kätzchen.
Ein ſolches macht' ich einſt zu meinem Schätzchen,
Doch thät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O ſüßes Krätzchen, wunderſüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Aeuglein täuſchen?
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleiſchen?
O meines Katzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt' ich dich an die glüh'nden Lippen preſſen,
Und könnt' mein Herz verbluten unterdeſſen!

VIII.

Du sah'st mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und gebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne in's Verderben züngeln.
Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln;
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.
Du aber standest fest gleich einem Thurme;
Ein Leuchtthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

IX.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüſtig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umziſcht von ekelm Wurmgezücht.
Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein ſchönes Lieb, allüberall umſchweben,
In ihrem ſelig ſüßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.
Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.
Und heimlich ſchauernd ſehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo ſtille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umſchließen.

Lyriſches Intermezzo.

1822 — 1823.

Salomon Heine

empfange dieſe Blätter auf's neue als ein Zeichen
der Verehrung und Zuneigung

des Verfaſſers.

Prolog.

Es war mal ein Ritter, trübſelig und ſtumm,
Mit hohlen, ſchneeweißen Wangen;
Er ſchwankte und ſchlenderte ſchlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war ſo hölzern, ſo täppiſch, ſo links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er ſtolpernd vorbeigegangen.

Oft ſaß er im finſterſten Winkel zu Haus;
Er hatt' ſich vor Menſchen verkrochen.
Da ſtreckte er ſehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein geſprochen.
Kam aber die Mitternachtſtunde heran,
Ein ſeltſames Singen und Klingen begann.
An die Thüre da hört er es pochen.

Da kommt ſeine Liebſte geſchlichen herein,
Im rauſchenden Wellenſchaumkleide.
Sie blüht und glüht, wie ein Röſelein,
Ihr Schleier iſt eitel Geſchmeide.
Goldlocken umſpielen die ſchlanke Geſtalt,
Die Aeugelein grüßen mit ſüßer Gewalt —
In die Arme ſinken ſich beide.

Der Ritter umſchlingt ſie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne ſteht jetzt in Feuer,
Der Blaſſe erröthet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, ſie hat ihn gar ſchalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leiſe den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kriſtallenen Waſſerpalaſt
Iſt plötzlich gezaubert der Ritter.
Er ſtaunt, und die Augen erblinden ihm faſt,
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter iſt Bräut'gam, die Nixe iſt Braut,
Ihre Jungfraun ſpielen die Zither.

Sie ſpielen und ſingen; es tanzen herein
Viel winzige Mädchen und Bubchen.
Der Ritter, der will ſich zu Tode freu'n,
Und feſter umſchlingt er ſein Liebchen —
Da löſchen auf einmal die Lichter aus,
Der Ritter ſitzt wieder ganz einſam zu Haus,
In dem duſtern Pechenſtubchen.

I.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knospen ſprangen,
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vögel ſangen,
Da hab ich ihr geſtanden
Mein Sehnen und Verlangen.

II.

Aus meinen Thränen ſprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb haſt, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blumen all',
Und vor deinem Fenſter ſoll klingen
Das Lied der Nachtigall.

III.

Die Roſe, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einſt alle in Liebeswonne.
Ich lieb' ſie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie ſelber, aller Liebe Bronne,
Iſt Roſe und Lilie und Taube und Sonne.

IV.

Wenn ich in deine Augen ſeh',
So ſchwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küſſe deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar geſund.

Wenn ich mich lehn' an deine Bruſt,
Kommt's über mich wie Himmelsluſt;
Doch wenn du ſprichſt: ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

V.

Dein Angeſicht ſo lieb und ſchön,
Das hab' ich jüngſt im Traum geſehn;
Es iſt ſo mild und engelgleich,
Und doch ſo bleich, ſo ſchmerzensbleich.

Und nur die Lippen, die ſind roth;
Bald aber küßt ſie bleich der Tod.
Erlöſchen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

VI.

Lehn' deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zuſammen;
Und an mein Herz druck' feſt dein Herz,
Dann ſchlagen zuſammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unſern Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umſchließt —
Sterb' ich vor Liebesſehnen!

VII.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein;
Die Lilie ſoll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebſten mein.

Das Lied ſoll ſchauern und beben,
Wie der Kuß von ihrem Mund',
Den ſie mir einſt gegeben
In wunderbar ſüßer Stund'.

VIII.

Es ſtehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tauſend Jahr', und ſchauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie ſprechen eine Sprache,
Die iſt ſo reich, ſo ſchön;
Doch keiner der Philologen
Kann dieſe Sprache verſtehn.

Ich aber hab' ſie gelernet,
Und ich vergeſſe ſie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebſten Geſicht.

IX.

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den ſchönſten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im ſtillen Mondenſchein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schweſterlein.

Die Veilchen kichern und koſen,
Und ſchau'n nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Roſen
Sich duftende Mährchen in's Ohr.

Es hüpfen herbei und lauſchen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauſchen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen seligen Traum.

X.

Die Lotosblume ängſtigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit geſenktem Haupte
Erwartet ſie träumend die Nacht.

Der Mond, der iſt ihr Buhle.
Er weckt ſie mit ſeinem Licht',
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und ſtarret ſtumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

XI.

Im Rhein, im heiligen Strome,
Da ſpiegelt ſich in den Well'n,
Mit ſeinem großen Dome,
Das große, heilig' Cöln.

Im Dom da ſteht ein Bildniß
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hineingeſtrahlt.

Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau.

XII.

Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur in's Angeſicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du haſſeſt, haſſeſt mich ſogar,
So ſpricht dein rothes Mündchen;
Reich' mir es nur zum Küſſen dar,
So tröſt' ich mich, mein Kindchen.

XIII.

O ſchwöre nicht und küſſe nur,
Ich glaube keinem Weiberſchwur!
Dein Wort iſt ſüß, doch ſüßer iſt
Der Kuß, den ich dir abgeküßt;
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch,
Das Wort iſt eitel Dunſt und Hauch.

* * *

O ſchwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir auf's bloße Wort!
An deinen Buſen ſink' ich hin,
Und glaube, daß ich ſelig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich,
Und noch viel länger, liebſt du mich.

XIV.

Auf meiner Herzliebſten Aeugelein
Mach' ich die ſchönſten Canzonen.
Auf meiner Herzliebſten Mündchen klein
Mach' ich die beſten Terzinen.
Auf meiner Herzliebſten Wängelein
Mach' ich die herrlichſten Stanzen.
Und wenn meine Liebſte ein Herzchen hatt',
So wollt' ich drauf machen ein hubſches Sonett.

XV.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Wird täglich abgeſchmackter;
Sie ſpricht von dir, mein ſchönes Kind,
Du haſt keinen guten Charakter.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Und dich wird ſie immer verkennen;
Sie weiß nicht wie weich deine Arme ſind,
Und wie deine Küſſe brennen.

XVI.

Liebſte, ſollſt mir heute ſagen:
Biſt du nicht ein Traumgebild',
Wie's in ſchwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein ſolches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, ſüßes Kindchen,
Das erſchafft der Dichter nicht.

Baſilisken und Vampyre,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche ſchlimme Fabelthiere,
Die erſchafft des Dichters Feu'r.

Aber dich und deine Tücke,
Und dein ſüßes Angeſicht,
Und die falſchen, frommen Blicke —
Das erſchafft der Dichter nicht.

XVII.

Wie die Wellenſchaumgeborene
Stralt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn ſie iſt das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entſchuldig' es,
Was die holde Thörin that.

XVIII.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlor'nes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch ſtrahlſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längſt. Ich ſah dich ja im Traume,
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raume,
Und ſah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich ſah mein Lieb, wie ſehr du elend biſt.

XIX.

Ja, du biſt elend, und ich grolle nicht;
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſeyn!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſeyn.

Wohl ſeh ich Spott, der deinen Mund umſchwebt,
Und ſeh dein Auge klitzen trotziglich,
Und ſeh den Stolz, der deinen Buſen hebt, —
Und elend biſt du doch, elend wie ich.

Unſichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der ſtolze Buſen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſeyn.

XX.

Das iſt ein Flöten und Geigen.
Trompeten ſchmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebſte mein.

Das iſt ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmei'n;
Dazwiſchen ſchluchzen und ſtöhnen
Die guten Engelein.

XXI.

So haſt du gan; und gar vergeſſen,
Daß ich ſo lang dein Herz beſeſſen,
Dein Herzchen ſo ſüß und ſo falſch und ſo klein,
's kann nirgend was ſüß'res und falſcheres ſeyn.

So haſt du die Lieb' und das Leid vergeſſen,
Die's Herz mir thäten zuſammen preſſen.
Ich weiß nicht war Liebe größer als Leid?
Ich weiß nur ſie waren groß allebeid'!

XXII.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz.
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen
Wie ich ſo traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erſchallen
Erquickenden Geſang.

Und wüßten ſie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und ſprächen Troſt mir ein.

Die alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz;
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

XXIII.

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb',
Mein liebes Liebchen, ſprich?
O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

XXIV.

Sie haben dir viel erzählet,
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen,
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast alles geglaubt.

Jedoch das Allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewußt;
Das Schlimmste und das Dummste,
Das trug ich geheim in der Brust.

XXV.

Die Linde blühte, die Nachtigall ſang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Luſt;
Da küßteſt du mich, und dein Arm mich umſchlang,
Da preßteſt du mich an die ſchwellende Bruſt.

Die Blätter fielen, der Rabe ſchrie hohl,
Die Sonne grußte verdrießlichen Blicks;
Da ſagten wir froſtig einander: „Lebwohl!“
Da knixteſt du höflichſt den höflichſten Knix.

XXVI.

Wir haben viel für einander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.
Wir haben oft „Mann und Frau“ geſpielt
Und dennoch uns nicht gerauft und geſchlagen.
Wir haben zuſammen gejauchzt und geſcherzt,
Und zärtlich uns geküßt und geherzt.
Wir haben am Ende, aus kindiſcher Luſt,
„Verſtecken“ geſpielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns ſo zu verſtecken gewußt,
Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.

XXVII.

Du bliebeſt mir treu am längſten,
Und haſt dich für mich verwendet,
Und haſt mir Troſt geſpendet
In meinen Nöthen und Aengſten.

Du gabeſt mir Trank und Speiſe,
Und haſt mir Geld geborget,
Und haſt mich mit Wäſche verſorget,
Und mit dem Paß für die Reiſe.

Mein Liebchen! daß Gott dich behüte,
Noch lange, vor Hitz' und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte
Die mir erwieſene Güte.

XXVIII.

Die Erde war ſo lange geizig,
Da kam der Mai, und ſie ward ſpendabel,
Und alles lacht, und jauchzt, und freut ſich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen ſprießen, die Glöcklein ſchallen,
Die Vögel ſprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Geſpräch nicht gefallen,
Ich finde Alles miſerabel.

Das Menſchenvolk mich ennuyiret,
Sogar der Freund, der ſonſt paſſabel; —
Das kömmt, weil man Madame tituliret
Mein ſüßes Liebchen, ſo ſüß und aimabel.

XXIX.

Und als ich ſo lange, ſo lange geſäumt,
In fremden Landen geſchwärmt und geträumt;
Da ward meiner Liebſten zu lang die Zeit,
Und ſie nähete ſich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umſchlungen,
Als Bräut'gam, den dümmſten der dummen Jungen.

Mein Liebchen iſt ſo ſchön und mild,
Noch ſchwebt mir vor ihr ſüßes Bild;
Die Veilchenaugen, die Roſenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus jahrein.
Daß ich von ſolchem Lieb konnt weichen,
War der dümmſte von meinen dummen Streichen.

XXX.

Die blauen Veilchen der Aeugelein,
Die rothen Roſen der Wängelein,
Die weißen Lilien der Händchen klein,
Die bluhen und bluhen noch immerfort,
Und nur das Herzchen iſt verdorrt.

XXXI.

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau,
Und die Lufte die wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf bluhender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menſchen jubeln, wohin ich ſchau', —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen ſchmiegen.

XXXII.

Mein ſüßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirſt liegen,
Dann ſteig' ich langſam zu dir hinab,
Und will mich an dich ſchmiegen.

Ich küſſ', ich umſchlinge, ich preſſe dich wild.
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zitt're, ich weine mild,
Ich werde ſelber zur Leiche.

Die Todten ſtehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme;
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Todten ſtehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft ſie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umſchlungen liegen.

XXXIII.

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

XXXIV.

(Der Kopf ſpricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebſten Füße ruhn!
Und ſtampfte ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz ſpricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo ſie die Nadeln ſteckt hinein!
Und ſtäche ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte mich der Stiche freu'n.

(Das Lied ſpricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das ſie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich fluſtern ihr
In's Ohr, was in mir lebt und haucht.

XXXV.

Seit die Liebſte war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich ſie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab,
Faſt vor Weh' das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

XXXVI.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen ſie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht ſagen,
Was ſie im Herzen ſchauten.

XXXVII.

Ich kann es nicht vergeſſen,
Geliebtes, holdes Weib,
Daß ich dich einſt beſeſſen,
Die Seele und den Leib.

Den Leib möcht' ich noch haben.
Den Leib ſo zart und jung;
Die Seele könnt Ihr begraben,
Hab' ſelber Seele genung.

Ich will meine Seele zerſchneiden,
Und hauchen die Hälfte dir ein,
Und will dich umſchlingen, wir müſſen
Ganz Leib und Seele ſeyn.

XXXVIII.

Philiſter in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, ſie hupfen wie Böcklein,
Begrüßen die ſchöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantiſch blüht;
Mit langen Ohren ſaugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſtieg aus dem Todtenreich,
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

XXXIX.

Manch Bild vergeſſener Zeiten
Steigt auf aus ſeinem Grab,
Und zeigt wie in deiner Nähe
Ich einſt gelebet hab'.

Am Tage ſchwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum;
Die Leute verwundert mich anſah'n,
Ich war ſo traurig und ſtumm.

Des Nachts da war es beſſer,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten ſelbander,
Wir wandelten ſchweigend einher.

Mit wiederhallendem Fußtritt
Wandelt ich über die Brück';
Der Mond brach aus den Wolken,
Und grüßte mit ernſtem Blick'.

Steh'n blieb ich vor deinem Hauſe
Und ſtarrte in die Höh',
Und ſtarrte nach deinem Fenſter, —
Das Herz that mir ſo weh'.

Ich weiß du haſt aus dem Fenſter
Gar oft herab geſeh'n,
Und ſah'ſt mich im Mondenlichte
Wie eine Säule ſteh'n.

XL.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heurathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

XLI.

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einſt die Liebſte ſang,
So will mir die Bruſt zerſpringen,
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löſ't ſich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh'.

XLII.

Mir träumte von einem Königskind',
Mit naſſen, blaſſen Wangen;
Wir ſaßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Ich will nicht ſein Scepter von Golde,
Ich will nicht ſeine demantene Kron',
Ich will dich ſelber, du Holde!"

Das kann nicht ſeyn, ſprach ſie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir;
Weil ich ſo lieb dich habe.

XLIII.

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war ſtill, und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſterinſel, die ſchöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt' es hin und her;
Wir aber ſchwammen vorüber,
Troſtlos auf weitem Meer.

XLIV.

Aus alten Mährchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland';

Wo bunte Blumen bluhen
Im goldnen Abendlicht',
Und lieblich duftend gluhen,
Mit bräutlichem Geſicht;

Und grune Bäume ſingen
Uralte Melodein,
Die Lufte heimlich klingen,
Und Vögel ſchmettern drein;

Und Nebelbilder ſteigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen,
Im wunderlichen Chor;

Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis:

Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorſtein,
Und ſeltſam in den Bächen
Strahlt fort der Wiederſchein.

Ach! könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreu'n,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und ſelig ſeyn!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das ſeh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgenſonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

XLV.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zuſammen,
Aus ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

* * *

Und wenn ich dich geliebet hab',
Bis in meiner Todesſtunde,
So nehm' ich mit in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde.

XLVI.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Ich aber wandle ſtumm.

Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Und ſchau'n mitleidig mich an:
Sey unſerer Schweſter nicht böſe,
Du trauriger, blaſſer Mann.

XLVII.

Es leuchtet meine Liebe.
In ihrer dunkeln Pracht.
Wie'n Mährchen traurig und trübe.
Erzählt in der Sommernacht.

Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen, ſtumm und allein;
Es ſingen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenſchein.

Die Jungfrau ſteht ſtill wie ein Bildniß,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Rieſe der Wildniß,
Die bange Jungfrau flieht.

Der Ritter ſinkt blutend zur Erde,
Es ſtolpert der Rieſe nach Haus;
Wenn ich begraben werde,
Dann iſt das Mährchen aus.

XLVIII.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brod mir vergiftet,
Sie goſſen mir Gift in's Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe.
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch die mich am meiſten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehaſſet,
Und hat mich nie geliebt.

XLIX.

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird ſich bei dir andern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen ſeyn.

L.

Wenn zwei von einander ſcheiden,
So geben ſie ſich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und ſeufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir ſeufzten nicht Weh und Ach!
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

LI.

Sie ſaßen und tranken am Theetiſch,
Und ſprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren äſthetiſch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß ſeyn platoniſch,
Der dürre Hofrath ſprach.
Die Hofräthin lächelt ironiſch,
Und dennoch ſeufzet ſie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe ſey nicht zu roh,
Sie ſchadet ſonſt der Geſundheit.
Das Fräulein lispelt: wie ſo?

Die Gräfin ſpricht wehmuthig:
Die Liebe iſt eine Paſſion!
Und präſentiret gutig
Die Taſſe dem Herren Baron.

Am Tiſche war noch ein Platzchen;
Mein Liebchen, da haſt du gefehlt.
Du hatteſt ſo hubſch, mein Schatzchen,
Von deiner Liebe erzahlt.

LII.

Vergiftet ſind meine Lieder;
Wie könnt' es anders ſeyn?
Du haſt mir ja Gift gegoſſen
In's bluhende Leben hinein.

Vergiftet ſind meine Lieder;
Wie könnt' es anders ſeyn?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

LIII.

Mir traumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
Wir ſaßen unter dem Lindenbaum,
Und ſchwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören auf's Neu',
Ein Kichern, ein Koſen, ein Kuſſen;
Daß ich gedenk des Schwures ſey,
Haſt du in die Hand mich gebiſſen.

O Liebchen mit den Aeuglein klar!
O Liebchen ſchön und biſſig!
Das Schwören in der Ordnung war.
Das Beißen war uberflüſſig.

LIV.

Ich ſteh' auf des Berges Spitze,
Und werde ſentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!“
Seufz' ich viel tauſendmal.

Wenn ich eine Schwalke ware,
So flög' ich zu dir, mein Kind.
Und baute mir mein Neſtchen
Wo deine Fenſter ſind.

Wenn ich eine Nachtigall ware,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und ſange dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du biſt ja hold den Gimpeln,
Und heileſt Gimpelſchmerz.

LV.

Mein Wagen rollet langsam
Durch lustiges Waldesgrün,
Durch blumige Thäler, die zaubrisch
Im Sonnenglanze blüh'n.

Ich sitze und sinne und träume,
Und denk' an die Liebste mein;
Da grüßen drei Schattengestalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter,
So spöttisch und doch so scheu,
Und quirlen wie Nebel zusammen,
Und kichern und huschen vorbei.

LVI.

Ich hab' im Traum' geweinet.
Mir traumte du lägeſt im Grab'.
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließeſt mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir traumte du wärſt mir noch gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

LVII.

Allnächtlich im Traume ſeh' ich dich,
Und ſehe dich freundlich grüßen,
Und lautaufweinend ſtürz' ich mich
Zu deinen ſüßen Füßen.

Du ſiehſt mich an wehmuthiglich,
Und ſchütteiſt das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen ſchleichen ſich
Die Perlenthränentröpfchen.

Du ſagſt mir heimlich ein leiſes Wort,
Und giebſt mir den Strauß von Zypreſſen.
Ich wache auf, und der Strauß iſt fort,
Und's Wort hab' ich vergeſſen.

LVIII.

Das iſt ein Brauſen und Heulen,
Herbſtnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich ſeh' ſie am Fenſter lehnen,
Im einſamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Thränen
Starrt ſie in die Nacht hinein.

LIX.

Der Herbſtwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht iſt feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einſam im Wald!

Und wie ich reite, ſo reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luſtig
Nach meiner Liebſten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erſcheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe ſturm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da iſt es ſo duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es ſäuſelt der Wind in den Blättern,
Es ſpricht der Eichenbaum:
Was willſt du, thörichter Reiter,
Mit deinem thörichten Traum?

LX.

Es fällt ein Stern herunter
Aus ſeiner funkelnden Höh';
Das iſt der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen ſeh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der weißen Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte,
Und treiben damit ihr Spiel.

Es ſingt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiſer ſingend,
Taucht er in's Blumengrab.

Es iſt ſo ſtill und ſo dunkel!
Verwebt iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt kniſternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied.

LXI.

Der Traumgott brachte mich in ein Rieſenſchloß,
Wo ſchwüler Zauberduft und Lichterſchimmer,
Und bunte Menſchenwoge ſich ergoß
Durch labyrinthiſch vielverſchlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte ſucht der bleiche Troß,
Mit Händeringen und mit Angſtgewimmer.
Jungfrau'n und Ritter ragen aus der Menge,
Ich ſelbſt bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich ſteh' ich ganz allein, und ſeh',
Und ſtaun', wie ſchnell die Menge konnt' verſchwinden,
Und wandre fort allein, und eil', und geh'
Durch die Gemächer, die ſich ſeltſam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angſt und Weh,
Verzweifl' ich faſt den Ausgang je zu finden.
Da komm' ich endlich an das letzte Thor;
Ich will hinaus — o Gott, wer ſteht davor!

Es war die Liebſte, die am Thore ſtand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich ſoll zurückgehn, winkt ſie mit der Hand;
Ich weiß nicht ob ſie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein ſüßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie ſie mich anſah, ſtreng und wunderlich,
Und doch ſo liebevoll, erwachte ich.

LXII.

Die Mitternacht war kalt und ſtumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich bate die Bäum' aus dem Schlaf' gerüttelt;
Sie baten mitleidig die Köpfe geſchüttelt.

LXIII.

Am Kreuzweg wird begraben
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'.

LXIV.

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finsterniß, so dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebste, deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen
Liebessterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

LXV.

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit ſtarrem Hirn und Herzen
Lag ich in Grabesgrund.

Wie lang kann ich nicht ſagen,
Daß ich geſchlafen hab';
Ich wachte auf und hörte
Wie's rochte an mein Grab.

„Willſt du nicht aufſtehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an,
Die Todten ſind erſtanden,
Die ew'ge Luſt begann."

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloſchen ſind.

„Ich will dir kuſſen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel ſollſt du ſchauen,
Und auch des Himmels Pracht.“

Mein Lieb ich kann nicht aufſtehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du in's Herz mir ſtacheſt
Mit einem fritz'gen Wort'.

„Ganz leiſe leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand auf's Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt iſt all ſein Schmerz.“

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hinein geſchoſſen,
Als du mir wurdeſt geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund',
Und dräng' zurück den Blutſtrom,
Und mache dein Haupt geſund.“

Es bat ſo ſanft, ſo lieblich,
Ich konnt' nicht widerſtehn;
Ich wollte mich erheben,
Und zu der Liebſten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da ſtürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Bruſt der Blutſtrom,
Und ſieh! — ich bin erwacht.

LXVI.

Die alten, böſen Lieder.
Die Träume ſchlimm und arg.
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar manches,
Doch ſag' ich noch nicht was;
Der Sarg muß ſeyn noch größer
Wie's Heidelberger Faß.

Und holt eine Todtenbahre,
Von Brettern feſt und dick;
Auch muß ſie ſeyn noch länger
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Rieſen,
Die müſſen noch ſtärker ſeyn
Als wie der ſtarke Chriſtoph
Im Dom zu Cöln am Rhein.

Die ſollen den Sarg forttragen,
Und ſenken in's Meer hinab;
Denn ſolchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt Ihr warum der Sarg wohl
So groß und ſchwer mag ſeyn?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Die Heimkehr.

1823 — 1824.

Friedrike Varnhagen von Enſe

werden die Lieder der Heimkehr, als eine heitere Huldigung, gewidmet

vom

Verfaſſer.

1.

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einſt ein ſüßes Bild;
Nun das ſüße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder ſind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Und um ihre Angſt zu bannen,
Singen ſie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich ſinge
Jetzo in der Dunkelheit;
Iſt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angſt befreit.

II.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar
Ihr gold'nes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

III.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai;
Ich ſtehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Baſtei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in ſtiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenſeits erheben ſich freundlich,
In winziger, bunter Geſtalt,
Luſthäuſer, und Gärten, und Menſchen,
Und Ochſen, und Wieſen, und Wald.

Die Mädchen bleichen Wäſche,
Und ſpringen im Graſ' herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm'.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentirt und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt.

IV.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Droſſel ſitzt in der Höh';
Sie ſpringt und ſingt gar feine:
Warum iſt dir ſo weh?

„Die Schwalben, deine Schweſtern,
Die können's dir ſagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Neſtern,
Wo Liebchens Fenſter ſind."

V.

Die Nacht iſt feucht und ſturmiſch,
Der Himmel ſternenleer;
Im Wald, unter rauſchenden Bäumen,
Wandle ich ſchweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einſamen Jägerhauſ';
Es ſoll mich nicht hin verlocken,
Dort ſieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort,
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Förſters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Buchſe,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Fußen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

VI.

Als ich, auf der Reiſe, zufällig
Meines Liebchens Familie fand,
Schweſterchen, Vater und Mutter.
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und ſagten ſelber ſogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Geſicht ſey bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Baſen,
Nach manchem langweil'gen Geſell'n,
Und nach dem kleinen Hundchen,
Mit ſeinem ſanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort:
Daß ſie in den Wochen ſey.

Und freundlich gratulirt' ich,
Und lispelte liebevoll:
Daß man ſie von mir recht herzlich
Viel tauſendmal grußen ſoll.

Schweſterchen rief dazwiſchen:
Das Hundchen, ſanft und klein,
Iſt groß und toll geworden,
Und ward ertränkt, im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Beſonders, wenn ſie lacht;
Sie hat dieſelben Augen,
Die mich ſo elend gemacht.

VII.

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe.
Und ſchauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und ſtiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählig angeſteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir ſprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwiſchen Himmel und Waſſer,
Und Angſt und Freude ſchwebt.

Wir ſprachen von fernen Küſten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den ſeltſamen Menſchen,
Und ſeltſamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Rieſenbäume bluh'n.
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrei'n.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach Niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

VIII.

Du ſchönes Fiſchermädchen.
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und ſetze dich nieder,
Wir koſen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen.
Und fürchte dich nicht zu ſehr,
Vertrau'ſt du dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

IX.

Der Mond iſt aufgegangen
Und überſtrahlt die Well'n;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unſre Herzen ſchwell'n.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand;
Was horchſt du bei'm Rauſchen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das iſt kein Rauſchen des Windes,
Das iſt der Seejungfern Geſang,
Und meine Schweſtern ſind es,
Die einſt das Meer verſchlang.“

X.

Der Wind zieht ſeine Hoſen an,
Die weißen Waſſerhoſen;
Er peitſcht die Wellen ſo ſtark er kann,
Die heulen und brauſen und toſen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüſſe träufen;
Es iſt als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer erſäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möve ſich,
Mit heiſerem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängſtiglich
Ein Unglück prophezeien.

XI.

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Er pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa, wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund,
Dort thurmt es ſich weit in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten,
Schallt aus der Kajute heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: wär ich zu Haus.

XII.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauſchen die Wogen,
Da ſteigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau ſteigt aus den Wellen,
Und ſetzt ſich zu mir, am Strand;
Die weißen Brüſte quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und ſie preßt mich
Und thut mir faſt ein Weh';
Du druckſt ja viel zu feſt mich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Ich preſſe dich, in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend iſt gar zu kalt.“

Der Mond ſchaut immer blaſſer
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird truber und naſſer,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Es wird nicht truber und naſſer,
Mein Aug' iſt naß und trub',
Weil, als ich ſtieg aus dem Waſſer,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möven ſchrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See;
Dein Herz recht wild beweglich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Mein Herz recht wild beweglich,
Es recht beweglich wild;
Weil ich dich liebe unſaglich,
Du liebes Menſchenbild!"

XIII.

Wenn ich an deinem Hauſe
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenſter ſeh'.

Mit deinen ſchwarzbraunen Augen
Siehſt du mich forſchend an:
Wer biſt du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

„Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutſchen Land;
Nennt man die ſchlimmſten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

XIV.

Das Meer erglänzte weit hinaus,
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie geſunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückſeel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

XV.

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein feines Schloß,
Da wohnen drei ſchöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah.

Doch Dienſtag war eine Fete
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;
Die Nachbarſchafts-Herren und Damen,
Die kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und das hat ihr dumm gemacht!
Die ziſchelnden Mohmen und Basen,
Die merkten's und haben gelacht.

XVI.

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Tacte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

XVII.

Sey mir gegrüßt, du große,
Geheimnißvolle Stadt,
Die einſt in ihrem Schooße
Mein Liebchen umſchloſſen hat.

Sagt an, ihr Thurme und Thore,
Wo iſt die Liebſte mein?
Euch hab' ich ſie anvertrauet,
Ihr ſolltet mir Bürge ſeyn.

Unſchuldig ſind die Thürme,
Sie konnten nicht von der Stell',
Als ſie mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlaſſen ſo ſchnell.

Die Thore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwiſchen gar ſtill;
Ein Thor iſt immer willig,
Wenn eine Thörin will.

XVIII.

So wandl' ich wieder den alten Weg.
Die wohlbekannten Gaſſen;
Ich komme von meiner Liebſten Haus,
Das ſteht ſo leer und verlaſſen.

Die Straßen ſind doch gar zu eng'!
Das Pflaſter iſt unerträglich!
Die Häuſer fallen mir auf den Kopf!
Ich eile ſo viel als möglich!

XIX.

Ich trat in jene Hallen,
Wo ſie mir Treue verſprochen;
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen herver gekrochen.

XX.

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnte mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe,
Und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe, —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppelgänger! du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle,
So manche Nacht, in alter Zeit?

XXI.

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt in's Grab?

Glaub' mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch ſtärker
Als alle Todten ſind!

XXII.

„Die Jungfrau ſchläft in der Kammer,
Der Mond ſchaut zitternd hinein;
Da draußen ſingt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

Ich will mal ſchaun aus dem Fenſter,
Wer drunten ſtört meine Ruh'.
Da ſteht ein Todtengerippe,
Und fidelt und ſingt dazu:

Haſt einſt mir den Tanz verſprochen,
Und haſt gebrochen dein Wort,
Und heut iſt Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt ſie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das ſingend
Und fidelnd ſchreitet voraus.

Es ächzt und tänzelt und hupfet,
Und klappert mit ſeinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenſchein."

XXIII.

Ich ſtand in dunkeln Träumen
Und ſtarrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthstränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich Dich verloren hab'!

XXIV.

Ich unglückſel'ger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen.
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du ſtolzes Herz! du haſt es ja gewollt,
Du wollteſt glücklich ſeyn, unendlich glücklich
Oder unendlich elend, ſtolzes Herz,
Und jetzo biſt du elend.

XXV.

Die Jahre kommen und gehen,
Geſchlechter ſteigen in's Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich ſehen,
Und ſinken vor dir auf's Knie,
Und ſterbend zu dir ſprechen:
Madame, ich liebe Sie!

XXVI.

Mir träumte: traurig ſchaute der Mond,
Und traurig ſchienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hauſe geführt,
Ich kußte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt,
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren ſo kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenſter die blaſſe Geſtalt,
Beleuchtet vom Mondenſcheine.

XXVII.

Was will die einſame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schweſtern,
Die alle zerfloſſen ſind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerfloſſen in Nacht und Wind.

Wie Nebel ſind auch zerfloſſen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt in's Herz hinein.

Ach, meine Liebe ſelber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einſame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch.

XXVIII.

Der bleiche, herbſtliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof
Das ſtille Pfarrerhaus.

Die Mutter lieſt in der Bibel,
Der Sohn, der ſtarret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt ſich die ält're,
Die jüngere Tochter ſpricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn ſie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu ſehn.

Die Mutter ſpricht zwiſchen dem Leſen:
Du irrſt, es ſtarben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der iſt verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Geld und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Geſicht hinein:
So willſt du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber ſeyn!

Sie hören pochen an's Fenſter,
Und ſehn eine winkende Hand;
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

XXIX.

Das iſt ein ſchlechtes Wetter,
Es regnet und ſtürmt und ſchnei't;
Ich ſitze am Fenſter und ſchaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da ſchimmert ein einſames Lichtchen,
Das wandelt langſam fort;
Ein Mutterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte ſie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Für's große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnſtuhl,
Und blinzelt ſchläfrig in's Licht;
Die goldnen Locken wallen
Ueber das ſüße Geſicht.

XXX.

Man glaubt, daß ich mich grämе
In bitter'm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es ſelber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer geſagt,
Daß ich dich unſäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einſamer Kammer
Sprach ich auf ſolche Art,
Und ach! ich hab' immer geſchwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böſe Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böſe Engel
Bin ich ſo elend jetzund.

XXXI.

Deine weichen Lilienfinger,
Könnt' ich ſie noch einmal küſſen,
Und ſie drucken an mein Herz,
Und vergehn in ſtillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: was bedeuten
Dieſe ſüßen, blauen Räthſel?

XXXII.

„Hat ſie ſich denn nie geäußert
Ueber dein verliebtes Weſen?
Kennteſt du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe leſen?

Kennteſt du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du biſt ja ſonſt kein Eſel,
Theurer Freund, in ſolchen Dingen.“

XXXIII.

Sie liebten ſich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern geſtehn;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten ſich endlich und ſah'n ſich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längſt geſtorben,
Und wußten es ſelber kaum.

XXXIV.

Und als ich Euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt Ihr gegähnt und nichts geſagt;
Doch als ich ſie zierlich in Verſe gebracht,
Da habt Ihr mir große Elegien gemacht.

XXXV.

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich ſah ihn mit Verwund'rung an.
Er iſt nicht häßlich, und iſt nicht lahm,
Er iſt ein lieber, ſcharmanter Mann,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er iſt ein geſcheuter Diplomat,
Und ſpricht recht ſchön uber Kirch' und Staat.
Blaß iſt er etwas, doch iſt es kein Wunder,
Sanskritt und Hegel ſtudiert er jetzunder.
Sein Lieblingspoet iſt noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik ſich befaſſen,
Die hat er jetzt gänzlich überlaſſen
Der theuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juriſtiſches Streben,
Hat früher ſich auch damit abgegeben.
Er ſagte, meine Freundſchaft ſey
Ihm nicht zu theuer, und nickte dabei.
Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal geſehn bei'm ſpan'ſchen Geſandten?
Und als ich recht beſah ſein Geſicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

XXXVI.

Menſch, verſpotte nicht den Teufel,
Kurz iſt ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammniß
Iſt kein bloßer Pöbelwahn.

Menſch, bezahle deine Schulden,
Lang iſt ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es ſo oft gethan.

XXXVII.

Die heil'gen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, ſie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb ſtehn uber Joſebs Haus,
Da ſind ſie hineingegangen;
Das Oechslein brullte, das Kindlein ſchrie,
Die heil'gen drei Könige ſangen.

XXXVIII.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen in's Hühnerhäuschen
Und ſteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
Kikerekü! ſie glaubten,
Es wäre Hahnengeſchrei.

Die Kiſten auf unſerem Hofe,
Die tapezirten wir aus,
Und wohnten drin beiſammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Beſuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe,
Und Complimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Beſorglich und freundlich gefragt;
Wir haben ſeitdem dasſelbe
Mancher alten Katze geſagt.

Wir ſaßen auch oft und ſprachen
Vernunftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles beſſer
Geweſen zu unſerer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verſchwunden aus der Welt,
Und wie ſo theuer der Kaffee,
Und wie ſo rar das Geld! — — —

Vorbei ſind die Kinderſpiele
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

XXXIX.

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wohnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt iſt alles wie verſcheben,
Das iſt ein Drängen! eine Noth!
Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trube,
Und krausverwirrt und morſch und kalt,
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

XL.

Wie der Mond ſich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Alſo taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Fuhren ſtolz hinab den Rhein,
Und die ſommergrünen Ufer
Gluhn im Abendſonnenſchein.

Sinnend ſaß ich zu den Fußen
Einer Dame, ſchön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben ſangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au';
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

XLI.

Im Traum sah ich die Geliebte,
Ein banges, bekummertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der sonst so bluhende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,
Ein andres führt sie an der Hand,
Und sichtbar ist Armuth und Trubsal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz,
Und da begegnet sie mir,
Und sieht mich an, und ruhig
Und schmerzlich sag' ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hauſe,
Denn du biſt blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir ſchaffen Speiſ' und Trank.

Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir ſind,
Vor Allem aber dich ſelber,
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab',
Und wenn du ſtirbſt, ſo will ich
Weinen auf deinem Grab.

XLII.

„Theurer Freund! Was soll es nutzen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willst du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebes-Eiern!

Ach! das ist ein ewig Gattern,
Aus den Schaalen kriechen Küchlein,
Und sie piepsen und sie flattern,
Und du sperrst sie in ein Buchlein!"

XLIII.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Schmerzensklängen
Manche noch vernehmlich klingen
In den neuesten Gesängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

XLIV.

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' ſo lang als ein Comödiant
Mit dir geſpielt die Comödie.

Die prächt'gen Couliſſen, ſie waren bemalt
Im hochromantiſchen Style,
Mein Rittermantel hat goldig geſtrahlt,
Ich fühlte die feinſten Gefühle.

Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt' ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem eignen Tod in der Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

XLV.

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Raſt und Ruh',
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Waſiſchtas Kuh.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs biſt du,
Daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und Alles für eine Kuh!

XLVI.

Herz, mein Herz, ſey nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt;
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

XLVII.

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

XLVIII.

Kind! Es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir ſelber Muhe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's ſo leicht gelinget,
Will mich dennoch faſt betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchteſt du mich dennoch lieben!

XLIX.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kissen gehüllt,
So schwebt mir vor ein süßes,
Anmuthig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So schleicht das Bild sich leise
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

L.

Mädchen mit dem rothen Mund'
Mit den Aeuglein ſuß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang iſt heut der Winterabend,
Und ich möchte bei dir ſeyn,
Bei dir ſitzen, mit dir ſchwatzen,
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich preſſen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Thränen ſie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

LI.

Mag da draußen Schnee ſich thurmen
Mag es hageln, mag es ſtürmen,
Klirrend mir an's Fenſter ſchlagen,
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Bruſt
Liebchens Bild und Fruhlingsluſt.

LII.

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du ſchöne Sonne.

Gieb mir Küſſe, gieb mir Wonne,
Sey mir gutig, ſey mir gnädig,
Schönſte Sonne unter den Mädchen,
Schönſtes Mädchen unter der Sonne!

LIII.

Verrieth mein blaſſes Angeſicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willſt du, daß der ſtolze Mund
Das Bettelwort geſtehe?

O, dieſer Mund iſt gar zu ſtolz,
Und kann nur kuſſen und ſcherzen;
Er ſpräche vielleicht ein höhniſch Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

LIV.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf',
Heller wird es dir im Herzen.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und du willſt es nicht bekennen,
Und ich ſeh' des Herzens Gluth
Schon durch deine Weſte brennen.

LV.

Ich wollte bei dir weilen,
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußteſt von mir eilen,
Du hatteſt viel zu thun.

Ich ſagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben ſey;
Du lachteſt aus voller Kehle,
Und machteſt 'nen Knix dabei.

Du haſt noch mehr geſteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und haſt mir ſogar verweigert
Am Ende den Abſchiedskuß.

Glaub' nicht, daß ich mich erſchieße,
Wie ſchlimm auch die Sachen ſtehn!
Das Alles, meine Suße,
Iſt mir ſchon einmal geſchehn.

LVI.

Saphire ſind die Augen dein,
Die lieblichen, die ſußen.
O, dreimal glucklich iſt der Mann,
Den ſie mit Liebe grußen.

Dein Herz, es iſt ein Diamant,
Der edle Lichter ſprühet.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Fur den es liebend glühet.

Rubinen ſind die Lippen dein,
Man kann nicht ſchön're ſehen.
O, dreimal glucklich iſt der Mann,
Dem ſie die Liebe geſtehen.

O, kennt' ich nur den glucklichen Mann,
O, daß ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald,
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

LVII.

Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eignen Faden,
Wird zum Ernste mir mein Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich todt im Ernst.

LVIII.

Zu fragmentiſch iſt Welt und Leben.
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben,
Der weiß das Leben zuſammen zu ſetzen,
Und er macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lucken des Weltenbau's.

LIX.

Ich hab' mir lang den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswurdigen Augen
Sie haben mich zum Entſchluß gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer ſüßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

LX.

Sie haben heut Abend Gesellschaft,
Und das Haus ist lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenster
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannst du schauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du siehst es nicht.

LXI.

Ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trugen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Auge verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

LXII.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

LXIII.

Wer zum erſtenmale liebt,
Sey's auch glücklos, iſt ein Gott;
Aber wer zum zweitenmale
Glücklos liebt, der iſt ein Narr.

Ich, ein ſolcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und ſterbe.

LXIV.

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegiren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegiren,
Hätte ich können vor Hunger krepiren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er sich meiner an.

Braver Mann! Er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

LXV.

Dieſen liebenswurd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktirt er mich mit Auſtern,
Und mit Rheinwein und Liquören.

Zierlich ſitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und ſo kommt er jeden Morgen;
Fragt, ob ich mich wohlbefinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geſchäftig iſt er
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends, in Geſellſchaft,
Mit begeiſtertem Geſichte,
Deklamirt er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

LXVI.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokaier;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Ir-Ir beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
Soll thauig sie begiessen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ir-Irer sich,
Sie gehen schon an's Fressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken, alle Tag' geschieht
Kein Wunder so wie heute.

LXVII.

Ich hab' Euch im beſten Juli verlaſſen,
Und find' Euch wieder im Januar;
Ihr ſaßet damals ſo recht in der Hitze,
Jetzt ſeyd ihr gekühlt und kalt ſogar.

Bald ſcheid' ich nochmals und komm' ich einſt wieder,
Dann ſeyd ihr weder warm noch kalt,
Und über Eure Gräber ſchreit' ich,
Und das eigne Herz iſt arm und alt.

LXVIII.

Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Doch kam der Schwager schon mit seinen Rossen.

Das ist das Leben, Kind, ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat selbst dein Auge mich nicht halten können?

LXIX.

Wir fuhren allein im dunkeln
Postwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben gescherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,
Mein Kind, wie staunten wir!
Denn zwischen uns saß Amor,
Der blinde Passagier.

LXX.

Das weiß Gott, wo ſich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend, in dem Regenwetter,
Lauf' ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gaſthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umſonſt gewandt.

Da erblick' ich ſie am Fenſter,
Und ſie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wiſſen, du bewohnteſt,
Mädchen, ſolches Pracht-Hotel!

LXXI.

Wie dunkle Träume ſtehen
Die Häuſer in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel
Schreite ich ſchweigend vorbei.

Der Thurm der Cathedrale
Verkündet die zwölfte Stund';
Mit ihren Reizen und Küſſen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond iſt mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hauſe,
Und freudig ruf' ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daß du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlaſſen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findeſt du einen Verliebten,
Der einſam klagt ſein Leid,
So tröſt' ihn, wie du mich ſelber
Getröſtet in alter Zeit.

LXXII.

Und biſt du erſt mein eh'lich Weib,
Dann biſt du zu beneiden,
Dann lebſt du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaiſir und Freuden.

Und wenn du ſchiltſt und wenn du tobſt,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verſe nicht lobſt,
Laß ich mich von dir ſcheiden.

LXXIII.

Auf deinen ſchneeweißen Buſen
Hab' ich mein Haupt gelegt,
Und heimlich kann ich beherchen,
Was dir dein Herz bewegt.

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thor herein,
Und morgen will mich verlaſſen
Die Herzallerliebſte mein.

Und willſt du mich morgen verlaſſen
So biſt du doch heute noch mein,
Und in deinen ſchönen Armen
Will ich doppelt ſelig ſeyn.

LXXIV.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Thor hinaus;
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Rosenstrauß.

Das war eine wilde Wirthschaft,
Viel Volk und Kriegesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

LXXV.

Habe auch, in jungen Jahren,
Manches bitt're Leid erfahren
Von der Liebe Gluth.
Doch das Holz ist gar zu theuer,
Und erlöschen will das Feuer,
Ma foi! und das ist gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Thräne,
Und den dummen Liebesharm.
Ist das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

LXXVI.

Biſt du wirklich mir ſo feindlich,
Biſt du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daß du mich ſo ſchlecht behandelt.

O Ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt Ihr Schlimmes ſagen
Von dem Manne, der ſo liebend
Euch geküßt, in ſchönen Tagen?

LXXVII.

Ach, die Augen ſind es wieder,
Die mich einſt ſo lieblich grüßten,
Und es ſind die Lippen wieder,
Die mir's Leben einſt verſüßten;

Auch die Stimme iſt es wieder,
Die ich einſt ſo gern gehöret,
Nur ich ſelber bin's nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, ſchönen Armen
Feſt und liebevoll umſchloſſen,
Lieg ich jetzt an ihrem Herzen,
Dumpfen Sinnes und verdroſſen.

LXXVIII.

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden
So verstanden wir uns gleich.

LXXIX.

Doch die Kastraten klagten
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Krystalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Lieb' und Liebeserguß;
Die Damen schwammen in Thränen,
Bei solchem Kunstgenuß.

LXXX.

Auf den Wällen Salamankas
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort, mit meiner holden Donna,
Wandle ich am Sommerabend.

Um den ſchlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit ſel'gem Finger fühl' ich
Ihres Buſens ſtolzes Wogen.

Doch ein ängſtliches Geflüſter
Zieht ſich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böſe, bange Träume.

„Ach, Sennora, Ahnung ſagt mir:
Einſt wird man mich relegiren,
Und auf Salamankas Wällen
Geh'n wir nimmermehr ſpazieren.“

LXXXI.

Neben mir wohnt Don Henriques,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich sind unsre Zimmer
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamanka's Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen schreitet,
Sporenklirrend, schnurrbartkräuselnd,
Und von Hunden stets begleitet.

Doch in stiller Abendstunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Guitarre,
In der Seele süße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantasiren,
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquiliren.

LXXXII.

Kaum ſahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daß du mir gewogen biſt;
Und ſtand nicht dabei die Mutter, die ſchlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlaſſe ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenſter mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

LXXXIII.

Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf, mit ſpähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine; —
Sie liegt noch und ſchläft, und träumt von mir.

LXXXIV.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſtehn zwei große Löwen.
Ei, du halliſcher Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht ein großer Rieſe.
Er hat ein Schwert und regt ſich nicht,
Er iſt vor Schreck verſteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht eine große Kirche.
Die Burſchenſchaft und die Landsmannſchaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

LXXXV.

Dammernd liegt der Sommerabend
Ueber Wald und grunen Wieſen;
Goldner Mond, am blauen Himmel,
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt ſich in dem Waſſer,
Und der Wandrer hört ein Plätſchern,
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet ſich die ſchöne Elſe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenſcheine.

LXXXVI.

Nacht liegt auf den fremden Wegen, —
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen überthauen.

LXXXVII.

Der Tod das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

LXXXVIII.

„Sag', wo iſt dein ſchönes Liedchen,
Das du einſt ſo ſchön beſungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Jene Flammen ſind erloſchen,
Und mein Herz iſt kalt und trübe,
Und dies Büchlein iſt die Urne
Mit der Aſche meiner Liebe.

Götterdämmerung.

Der May iſt da mit ſeinen goldnen Lichtern,
Und ſeidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen,
Und grüßt aus tauſend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenſchein und Morgenthau,
Und ruft herbei die lieben Menſchenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem erſten Ruf;
Die Männer ziehn die Nankinhoſen an,
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen;
Die Frauen kleiden ſich in Unſchuldweiß,
Jünglinge kräuſeln ſich den Frühlingsſchnurrbart,
Jungfrauen laſſen ihre Buſen wallen,
Die Stadtpoeten ſtecken in die Taſche
Papier und Bleiſtift und Lorgnett'; und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schaar,

Und lagert draußen ſich auf grunem Raſen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachſen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der luſt'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür', und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich kuſſen!
Ich hielt verriegelt meine Thur', und rief:
Vergebens lockſt du mich, du ſchlimmer Gaſt;
Ich habe dich durchſchaut, ich hab' durchſchaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geſchaut,
Und viel zu tief, und hin iſt alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich ſchaue durch die ſteinern harten Rinden
Der Menſchenhäuſer und der Menſchenherzen,
Und ſchau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Geſichtern leſ' ich die Gedanken,
Viel ſchlimme. In der Jungfrau Scham-Erröthen
Seh' ich geheime Luſt begehrlich zittern;
Auf dem begeiſtert ſtolzen Junglingshaupt'
Seh' ich die bunte Schellenkappe ſitzen;
Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht,
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich ſehe durch den Grund der alten Erde,

*

Als sey sie von Kristall, und seh' das Grausen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Todten,
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,
Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.
Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;
Spottlieder singen rings die Nachtigallen;
Die sanften Wiesenblümchen lachen hämisch,
Der todte Vater regt sich in dem Grab',
Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich seh' die Gluth in deinem Busen wühlen,
Und deine tausend Adern seh' ich bluten,
Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich seh' die Riesensöhn' der alten Nacht,
Sie steigen aus der Erde off'nem Schlund,
Und schwingen rothe Fackeln in den Händen,
Und legen ihre Eisenleiter an,
Und stürmen wild hinauf zur Himmelsveste;
Und schwarze Zwerge klettern nach; und knisternd
Zerstieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang

Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder,
Auf's Angeſicht, die frommen Engelshaaren.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt die Kron', zerrauft ſein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte;
Die Rieſen werfen ihre rothen Fackeln
In's Reich der Ewigkeit, die Zwerge ſchlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken;
Die winden ſich und krümmen ſich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeſchleudert.
Und meinen eignen Engel ſeh' ich dort,
Mit ſeinen blonden Locken, ſüßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entſetzlich häßlich ſchwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinſend ſeine edlen Glieder,
Umſchlingt ihn feſt mit zärtlicher Umſchlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durch's ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen, und es herrſcht die alte Nacht.

Ratcliff.

Der Traumgott brachte mich in eine Landſchaft,
Wo Trauerweiden mir „Willkommen“ winkten,
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schweſteraugen ſtill mich anſah'n,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitſchern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt ſchien,
Und Stimmen und Geſtalten mich begrüßten,
Wie einen alten Freund, und wo doch Alles
So fremd mir ſchien, ſo wunderſeltſam fremd.
Vor einem ländlich ſchmucken Hauſe ſtand ich,
In meiner Bruſt bewegte ſich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig ſchüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reiſekleidern,
Dumpf klang die Klingel, und die Thür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel bekannte
Geſichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich ſcheue Angſt. Seltſam verſtört,
Mit Beileidsmienen faſt, ſah'n ſie mich an,
Daß es mir ſelber durch die Seele ſchauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.

Die alte Marg'reth hab' ich gleich erkannt;
Ich sah sie forschend an, jedoch sie sprach nicht.
„Wo ist Maria?“ fragt' ich, doch sie sprach nicht,
Griff leise meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Todtenstille herrschte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt' mit abgewandtem Angesicht',
Nach der Gestalt, die auf dem Sopha saß.
„Sind Sie Maria?“ fragt' ich. Innerlich
Erstaunt' ich selber ob der Festigkeit,
Womit ich sprach. Und steinern und metallos
Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute.“
Ein schneidend Weh durchfröstelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch —
Die einst so süße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lillakleid,
Nachlässig angezogen, Busen schlotternd,
Die Augen gläsern starr, die Wangenmuskeln
Des weißen Angesichtes lederschlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einst so schöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang auf Reisen!“ sprach sie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
„Sie schaun nicht mehr so schmachtend, liebster Freund,
Sie sind gesund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität.“ Ein süßlich Lächeln

Umzitterte den gelblich blassen Mund.
In der Verwirrung sprach's aus mir hervor:
„Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?“
„Ach ja!“ sprach sie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz
Ist Holz!“ Und klanglos widrig lachte sie,
Daß kalte Angst durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — sind das die keuschen,
Die blumenzarten Lippen von Maria?
Sie aber hob sich in die Höh', nahm rasch
Vom Stuhl den Türken-Shwal, warf ihn
Um ihren Hals, hing sich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen, durch die offne Hausthur,
Und zog mich fort durch Feld und Busch und Au'.

Die glühend rothe Sonnenscheibe schwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überstrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majestätisch floß.
„Sehn Sie das große, goldne Auge schwimmen
Im blauen Wasser?“ rief Maria hastig.
„Still, armes Wesen!“ sprach ich, und ich schaute
Im Dämmerlicht' ein mährchenhaftes Weben.
Es stiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umschlangen sich mit weißen, weichen Armen;
Die Veilchen sahn sich zärtlich an, sehnsüchtig

Zuſammenbeugten ſich die Lilienkelche;
Aus allen Roſen gluhten Wolluſtgluthen!
Die Nelken wollten ſich im Hauch entzunden;
In ſel'gen Duften ſchwelgten alle Blumen,
Und alle weinten ſtille Wonnethranen,
Und alle jauchzten: Liebe! Liebe! Liebe!
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkafer ſummten Lieblingsliedchen,
Die Abendwinde flüſterten, es rauſchten
Die Eichen, ſchmelzend ſang die Nachtigall —
Und zwiſchen all dem Fluſtern, Rauſchen, Singen,
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing.
„Ich kenn' Ihr nachtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten iſt ein guter Tropf,
Er nickt und winkt zu allem was man will;
Der Blaurock iſt ein Engel; doch der Rothe,
Mit blankem Schwert, iſt Ihnen ſpinnefeind."
Und noch viel bunt're, wunderliche Reden
Schwatzt ſie in einem fort, und ſetzte ſich,
Ermudet, mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume ſteht.

Da ſaßen wir beiſammen, ſtill und traurig,
Und ſahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche ſäuſelte wie Sterbeſeufzer,
Tiefſchmerzlich ſang die Nachtigall herab.

Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Maria's weißes Antlitz,
Und lockten Gluth aus ihren starren Augen,
Und mit der alten, süßen Stimme sprach sie:
„Wie wußtest Du, daß ich so elend bin,
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern?“

Eiskalt durchzog's mir da die Brust, mir grauste
Ob meinem eig'nen Wahnsinn, der die Zukunft
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entsetzen bin ich aufgewacht.

Donna Clara.

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken- und Trommetenjubel
Klingt herunter von dem Schloſſe.

„Läſtig werden mir die Tänze
Und die ſüßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die ſo zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

„Ueberläſtig wird mir Alles,
Seit ich ſah, bei'm Strahl des Mondes,
Jenen Ritter, deſſen Laute
Nächtens mich an's Fenſter lockte.

„Wie er ſtand ſo ſchlank und muthig,
Und die Augen leuchtend ſchoſſen
Aus dem edelblaſſen Antlitz,
Glich er wahrlich Sanct Georgen."

Alſo dachte Donna Clara,
Und ſie ſchaute auf den Boden;
Wie ſie aufblickt, ſteht der ſchöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüſternd,
Wandeln ſie umher im Mondſchein,
Und der Zephyr ſchmeichelt freundlich,
Mährchenartig grüßen Roſen.

Mährchenartig grüßen Roſen,
Und ſie glüh'n wie Liebesboten.
Aber ſage mir, Geliebte,
Warum du ſo plötzlich roth wirſt?

„Mücken ſtachen mich, Geliebter,
Und die Mücken ſind, im Sommer,
Mir ſo tief verhaßt, als wären's
Langenaſ'ge Judenrotten.“

Laß die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tauſend weiße Blüthenflocken.

Tauſend weiße Blüthenflocken
Haben ihren Duft ergoſſen.
Aber ſage mir, Geliebte,
Iſt dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland ſey's geſchworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückiſch einſt ermordet.“

Laß den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
In der Ferne ſchwanken traumhaft
Weiße Lilien, lichtumfloſſen.

Weiße Lilien, lichtumfloſſen,
Blicken nach den Sternen droben.
Aber ſage mir, Geliebte,
Haſt du auch nicht falſch geſchworen.

„Falſch iſt nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Bruſt kein Tropfen
Blut iſt von dem Blut der Mohren
Und des ſchmutz'gen Judenvolkes.“

Laß die Mohren und die Juden
Spricht der Ritter, freundlich koſend;
Und nach einer Myrthenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Wie mit weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich ſie umflochten;
Kurze Worte, lange Küſſe,
Und die Herzen überfloſſen.

Und ein ſchmelzend ſüßes Brautlied
Singt im Laub' ein Zaubervogel;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es ſtiller,
Und es ſchweigen die Verborgnen;
Nur die heimlich klugen Myrthen
Hört man flüſtern, wie verſtohlen.

Aber Pauken und Trommeten
Schallen plötzlich aus dem Schloſſe,
Und erwachend hat ſich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter,
Doch, bevor wir ſcheiden, ſollſt du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir ſo lang verborgen.“

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger ſeiner Holden,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er ſpricht die langen Worte:

„Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, ſchriftgelehrten Rabbi
Iſrael von Saragoſſa.“

Almanſor.

I.

In dem Dome zu Corduva
Stehen Säulen, dreizehnhundert.
Dreizehnhundert Rieſenſäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden,
Ziehn von oben ſich bis unten
Des Corans arab'ſche Sprüche,
Klug und blumenhaft verſchlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieſes Haus zu Allahs Ruhme,
Doch hat Alles ſich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Thurme, wo der Thürmer
Zum Gebete aufgerufen,
Hebt ſich jetzt der Chriſtenglocken
Melancholiſches Geſumme.

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort geſungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Meſſe fades Wunder.

Und das iſt ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und das blöckt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Cordova
Steht Almanſor den Abdullah,
All die Säulen ſtill betrachtend,
Und die ſtillen Worte murmelnd:

„O, ihr Säulen, ſtark und rieſig,
Einſt geſchmückt zu Allahs Ruhme,
Jetzo müßt Ihr dienend huld'gen
Dem verhaßten Chriſtenthume!

„Ihr bequemt Euch in die Zeiten,
Und Ihr tragt die Laſt geduldig; —
Ei, da muß ja wohl der Schwäch're
Noch viel leichter ſich beruh'gen.“

Und ſein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almanſor den Abdullah
Ueber den gezierten Taufſtein,
In dem Dome zu Corduva.

II.

Haſtig ſchritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf ſeinem Rappen,
Daß im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg' nach Alkolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duft'gen Gold-Orangen;

Dorten jagt der luſt'ge Ritter,
Pfeift und ſingt, und lacht behaglich.
Und es ſtimmen ein die Vögel,
Und des Stromes laute Waſſer.

In dem Schloß zu Alkolea
Wohnet Clara de Alvarez,
In Navarra kämpft ihr Vater,
Und ſie freut ſich mindern Zwanges.

Und Almanſor hört ſchon ferne
Pauken und Trommeten ſchallen,
Und er ſieht des Schloſſes Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alkolea
Tanzen zwölf geſchmückte Damen,
Tanzen zwölf geſchmückte Ritter,
Doch am ſchönſten tanzt Almanſor.

Wie beſchwingt von muntrer Laune
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeichelein zu ſagen.

Iſabellens ſchöne Hände
Küßt er raſch, und ſpringt von dannen;
Und er ſetzt ſich vor Elviren
Und er ſchaut ihr froh in's Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze
Eingeſtickt in ſeinen Mantel.

Und zu jeder Dame ſpricht er:
Daß er ſie im Herzen trage;
Und „ſo wahr ich Chriſt bin“ ſchwört er
Dreißig Mal an jenem Abend.

III.

In dem Schloß zu Alkolea
Iſt verſchollen Luſt und Klingen,
Herr'n und Damen ſind verſchwunden,
Und erloſchen ſind die Lichter.

Donna Clara und Almanſor
Sind allein im Saal geblieben;
Einſam ſtreut die letzte Lampe
Ueber beide ihren Schimmer.

Auf dem Seſſel ſitzt die Dame,
Auf dem Schemel ſitzt der Ritter,
Und ſein Haupt, das ſchlummermude,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Roſenöhl, aus gold'nen Fläſchchen,
Gießt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und er ſeufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit ſanftem Munde,
Druckt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und es wölkt ſich ſeine Stirne.

Thränenflutb, aus lichten Augen,
Weint die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und es zuckt um ſeine Lippen.

Und er träumt: er ſtehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
In dem Dom zu Corduva,
Und er hört' viel dunkle Stimmen.

All die hohen Riesensäulen
Hört er murmeln unmuthgrimmig.
Länger wollen sie's nicht tragen,
Und sie wanken und sie zittern;

Und sie brechen wild zusammen,
Es erbleichen Volk und Priester,
Krachend stürzt herab die Kuppel,
Und die Christengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willſt du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchau'n die Prozeſſion?“ —

„Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und ſeh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Cölln am Rheine,
Da geht die Prozeſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt sey'st du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt ſie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir ſey mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die iſt todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

„Heil' Du mein krankes Herze,
Ich will auch ſpät und früh'
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeyſt du, Marie!"

III.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geſchaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten zu laut.

Da lag dahingeſtrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es ſpielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, ſie wußte nicht wie;
Andächtig ſang ſie leiſe:
Gelobt ſey'ſt du, Marie!

Aus der Harzreise.

1824.

Prolog.

Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassiren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Gesinge
Von erlog'nen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf Euch niederschauen.

Bergidylle.

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zitter,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort iſt es gar zu ſchön.

„Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich furcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind."

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

II.

Tannenbaum, mit grünen Finzern,
Pocht an's nied're Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glauben heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?“ —

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel,
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinzt.

Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfullen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerdter blitzen,
Ihre guten Manner weh'n!
Ei, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſeh'n?

Nun, ſo ſchau' mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in heller'm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

„Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfall'nen Thurm.

„Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.

„Da verwünſchte Schloß und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten d'rin.

„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Mährchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und kußt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Staunen würdest du, mein Kindchen,
Sprächʼ ich aus das rechte Wort.

Sprechʼ ich jenes Wort, so dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wieʼn toller Frühling,
Dʼraus hervor ein Blumenwald;

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rothe Flammen,
Sprühʼn aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie krystallʼne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnſuchtgluth;
In der Lilien Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Der Hirtenknabe.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die große, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolzgeſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſizi.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen drein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muß regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Auf dem Brocken.

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief ich mit der Haſt des Windes,
Ueber jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küßt' ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Munds Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Lilien-Ohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Die Ilſe.

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſeyn.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Mährchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kriſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleyren,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Die Nordsee.

1825 — 1826.

Friedrich Merkel

sind die Bilder der Nordsee freundschaftlichst
zugeeignet

vom

Verfasser.

Erſter Cyklus.

I.

Krönung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und waffnet Euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrſchen ſoll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne Rossen
Reiß' ich das ſtrahlend rothe Gold,
Und webe d'raus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt,

Von der flatternd blauſeid'nen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein koſtbar Stück,
Und häng' es dir, als Krönungsmantel,
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Heerſtaat
Von ſteifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantaſie,
Als Herold die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich ſelber, Königin,
Ich knie vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rothem Sammetkiſſen,
Ueberreiche ich Dir
Das bischen Verſtand,
Das mir aus Mitleid noch gelaſſen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

II.

Abenddämmerung.

Am blaſſen Meeresſtrande
Saß ich gedankenbekümmert und einſam.
Die Sonne neigte ſich tiefer, und warf
Glührothe Streifen auf das Waſſer,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Fluth gedrängt,
Schäumten und rauſchten näher und näher —
Ein ſeltſam Geräuſch, ein Flüſtern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sauſen,
Dazwiſchen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war als hört' ich verſchollene Sagen,
Uralte, liebliche Mährchen,
Die ich einſt, als Knabe,
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend,
Auf den Treppenſteinen der Hausthür,
Zum ſtillen Erzählen niederkauerten,
Mit kleinen, horchenden Herzen

Und neugierkluzen Augen; —
Während die großen Mädchen,
Neben duftenden Blumentöpfen,
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

III.

Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne ſteigt
Hinab in's weitaufſchauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, roſig angehaucht,
Wallen ihr nach, und gegenüber,
Aus herbſtlich dämmernden Wolkenſchleiern,
Ein traurig todtblaſſes Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfunkchen,
Nebelweit, ſchimmern die Sterne.

Einſt am Himmel glanzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um ſie her die Sterne,
Die kleinen, unſchuldigen Kinder.

Doch böse Zungen ziſchelten Zwieſpalt,
Und es trennte ſich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt am Tage, in einſamer Pracht,
Ergeht ſich dort eben der Sonnengott,
Ob ſeiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbeſungen
Von ſtolzen, glückgebärteten Menſchen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaiſten Sternenkindern,
Und ſie glänzt in ſtummer Wehmuth,
Und liebende Mädchen und ſanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich geſinnt
Liebt ſie noch immer den ſchönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauſcht ſie hervor aus leichtem Gewölk,
Und ſchaut nach dem Scheidenden, ſchmerzlich,
Und möchte ihm ängſtlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach Dir —“
Aber der trotzige Sonnengott,

Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böse, ziſchelnde Zungen
Brachten alſo Schmerz und Verderben
Selbſt über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln ſie, qualvoll,
Troſtlos unendliche Bahnen,
Und können nicht ſterben,
Und ſchleppen mit ſich
Ihr ſtrahlendes Elend.

Ich aber, der Menſch,
Der niedriggepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

IV.

Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt iſt die Nacht.
Es gährt das Meer;
Und über dem Meer', platt auf dem Bauch,
Liegt der ungeſtaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n ſtörriger Grieksgram, der gutgelaunt wird,
Schwatzt er in's Waſſer hinein,
Und erzählt viel tolle Geſchichten,
Rieſenmährchen, todtſchlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwiſchen, weitſchallend, lacht er und heult er
Beſchwörungslieder der Edda,
Graue Runenſprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hochaufſpringen und jauchzen,
Uebermuth-berauſcht.

Derweilen, am flachen Geſtade,
Ueber den fluthbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen;
Wo es hintritt,
Sprühen Funken und kniſtern die Muſcheln.
Und er hüllt ſich feſt in den grauen Mantel,
Und ſchreitet raſch durch die wehende Nacht;
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich ſchimmert
Aus einſamer Fiſcherhutte.

Vater und Bruder ſind auf der See,
Und mutterſeelallein blieb dort
In der Hutte die Fiſchertochter,
Die wunderſchöne Fiſchertochter.
Am Heerde ſitzt ſie
Und horcht auf des Waſſerkeſſels
Ahnungsſüßes, heimliches Summen,
Und ſchuttet kniſterndes Reißig in's Feuer,
Und bläßt hinein,
Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederſtrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauſcht

Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebesfeuer ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilie;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und spricht:

Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen,
Und die Töchter der Menschen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Zepterntragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum.

Denn draußen war's kalt,
Und bei ſolcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichſten Schnupfen,
Und einen unſterblichen Huſten.

V.

Poſeidon.

Die Sonnenlichter ſpielten
Ueber das weithinrollende Meer;
Fern' auf der Rhede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimath tragen ſollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich ſaß noch ruhig auf weißer Dühne,
Am einſamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odyſſeus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus deſſen meerdurchrauſchten Blättern
Mir freudig entgegenſtieg
Der Athem der Götter,
Und der leuchtende Menſchenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangſal,

Setzte ſich mit ihm, ſeelenbekümmert,
An gaſtliche Heerde,
Wo Königinnen Purpur ſpinnen,
Und half ihm lugen und glücklich entrinnen
Aus Rieſenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmeriſche Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldete mit ihm unſägliches Elend.

Seufzend ſprach ich: Du böſer Poſeidon,
Dein Zorn iſt furchtbar,
Und mir ſelber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum ſprach ich die Worte,
Da ſchäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen ſtieg
Das ſchilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhniſch rief er:

Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im g'ringſten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängſt'gen

Mit allzubedenklichem Schaukeln.
Denn Du, Poetlein, haſt nie mich erzürnt,
Du haſt kein einziges Thürmchen verletzt
An Priamos heiliger Veſte,
Kein einziges Härchen haſt du verſengt
Am Aug' meines Sohns Polyphemes,
Und dich hat niemals rathend beſchützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Alſo rief Poſeidon
Und tauchte zurück in's Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Waſſer
Amphitrite, das plumpe Fiſchweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

VI.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend.
Wilder toſte die Fluth,
Und ich ſaß am Strand, und ſchaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Bruſt ſchwoll auf wie das Meer,
Und ſehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umſchwebt,
Und überall mich ruft,
Ueberall, überall,
Im Sauſen des Windes, im Brauſen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Bruſt.

Mit leichtem Rohr ſchrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe Dich!“
Doch böſe Wellen ergoſſen ſich
Ueber das ſüße Bekenntniß,
Und löſchten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,
Zerfließende Wellen, Euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand, aus Norwegs Wäldern
Reiß ich die höchste Tanne,
Und tauche sie ein
In des Aetnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe Dich!"

Jedwede Nacht ledert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift.
Und alle nachwachsende Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe Dich!"

VII.

Nachts in der Cajüte.

Das Meer hat ſeine Perlen,
Der Himmel hat ſeine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat ſeine Liebe.

Groß iſt das Meer und der Himmel,
Doch größer iſt mein Herz,
Und ſchöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und ſtrahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht' ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich,
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bete und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und Euren ganzen Himmel!

* * *

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd lichte Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt ſich liebeweit und weiter.

O, Ihr Himmelsaugen droben!
Weint Euch aus in meine Seele,
Daß von lieben Sternenthränen
Ueberfließet meine Seele.

* * *

Eingewiegt von Meereswellen,
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich ſtill in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die off'ne Luke ſchau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, ſüßen Augen
Meiner ſüßen Vielgeliebten.

Die gelichten, ſüßen Augen,
Wachen über meinem Haupte,
Und ſie klingen und ſie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich ſelig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelſchleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

* * *

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen.
Sie rauſchen und murmeln
Mir heimlich in's Ohr:
„Bethörter Geſelle!
Dein Arm iſt kurz, und der Himmel iſt weit
Und die Sterne droben ſind feſtgenagelt,
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das Beſte wäre, du ſchliefeſt ein."

* * *

Es träumte mir von einer weiten Haide,
Weit überdeckt von weißem, weißem Schnee,
Und unter'm weißen Schnee lag ich begraben
Und ſchlief den einſam kalten Todesſchlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel ſchauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die ſußen Augen! und ſie glänzten ſieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

VIII.

Sturm.

Es wüthet der Sturm,
Und er peitſcht die Well'n,
Und die Wellen, wuthſchäumend und bäumend,
Thürmen ſich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Waſſerberge,
Und das Schifflein erklimmt ſie
Haſtig mühſam,
Und plötzlich ſtürzt es hinab
In ſchwarze, weitgähnende Fluthabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentſtiegenen!
Großmutter der Liebe! ſchone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, geſpenſtiſche Möve,
Und wetzt an dem Maſtbaum den Schnabel
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Mund,
Der vom Ruhm deiner Tochter ertönt,

Und lechzt nach dem Herzen,
Das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im toſenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde;
Es brauſt und pfeift und praſſelt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwiſchendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnſuchtwilden Geſang,
Seelenſchmelzend und ſeelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an ſchottiſcher Felſenküſte,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Ueber die brandende See,
Dort am hochgewölbten Fenſter,
Steht eine ſchöne, kranke Frau,
Zartdurchſichtig und marmorblaß,
Und ſie ſpielt die Harfe und ſingt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Ueber das weite, ſtürmende Meer.

IX.

Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht des Schiff die grunen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, seegelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung.

Hinter'm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schau'n die großen, schönen Augen.

Denn der Capitän ſteht vor ihm,
Tobt und flucht und ſchilt ihn: Spitzbub.
„Spitzbub! einen Hering haſt du
Aus der Tonne mir geſtohlen!“

Meeresſtille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fiſchlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätſchert luſtig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fiſchlein,
Und den raſchen Raub im Schnabel
Schwingt ſie ſich hinauf in's Blaue.

X.

Seegeſpenſt.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und ſchaute, träumenden Auges,
Hinab in das ſpiegelklare Waſſer,
Und ſchaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbeſtimmter,
Kirchenkuppel und Thurme ſich zeigten
Und endlich, ſonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländiſch,
Und menſchenbelebt.
Bedächtige Männer, ſchwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrauſen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Geſichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz

Nach dem treppenhohen Rathhauſ',
Wo ſteinerne Kaiſerbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwerdt.
Unſerne, vor langen Häuſer-Reih'n
Mit ſpiegelblanken Fenſtern,
Stehn pyramidiſch beſchnittene Linden,
Und wandeln ſeidenrauſchende Jungfrau'n,
Ein gülden Band um den ſchlanken Leib,
Die Blumengeſichter ſittſam umſchloſſen
Von ſchwarzen, ſammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Geſellen, in ſpaniſcher Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verſchollnen Gewändern,
Geſangbuch und Roſenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauſchendem Orgelton.

Mich ſelbſt ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beſchleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;

Mir iſt als würden ſeine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langſam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerſtadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholiſch menſchenleer iſt,
Nur daß am untern Fenſter
Ein Mädchen ſitzt,
Den Kopf auf den Arm geſtützt,
Wie ein armes, vergeſſenes Kind —
Und ich kenne dich armes, vergeſſenes Kind!

So tief, ſo tief alſo
Verſteckteſt du dich vor mir,
Aus kindiſcher Laune,
Und konnteſt nicht mehr herauf,
Und ſaßeſt fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich ſuchte,
Und immer dich ſuchte,
Du Immergeliebte,
Du Längſtverlorene

Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und ſchaue wieder
Dein ſüßes Geſicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlaſſen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Dokter, ſind Sie des Teufels?

XI.

Reinigung.

Bleib' du in deiner Meerestiefe,
Wahnsinniger Traum,
Der du einst so manche Nacht
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast
Und jetzt, als See-Gespenst,
Sogar am hellen Tag' mich bedrohest —
Bleib' Du dort unten, in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir so lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,

Unſelige Seele —
Hoiho! hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und ſchwell'n;
Ueber die ſtillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

XII.

Frieden.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, ſchaute ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er rieſengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckte er ſegnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,

Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen
Und ſein holdes, liebſeliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
Am Roſenbande, das gleitende Schiff,
Und zogen es ſpielend an's grune Ufer,
Wo Menſchen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

- O Friedenswunder! Wie ſtill die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwulen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo ſich Zwei begegneten,
Sahn ſie ſich an, verſtändnißinnig,
Und ſchauernd, in Liebe und ſüßer Entſagung,
Küßten ſie ſich auf die Stirne,
Und ſchauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen.

Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sey Jesu Christ!

Zweiter Cyklus.

I.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sey mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sey mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimathverlangende,
Weltberuhmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,

Die aufgescheuchten Mövenzuge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sey mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimath rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir auf's neue,
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Corallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnißvoll bewahrest
Dort unten im klaren Kristallhaus.

O! wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust;
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlaß ich sie plötzlich,

Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſchmaragdne Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt, und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, ſiegenden Augen
Schoſſen ſie brennende Pfeile;
Mit krummgeſchliffenen Worten
Drohten ſie mir die Bruſt zu ſpalten,
Mit Keilſchriftbillets zerſchlugen ſie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile ziſchten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis an's Meer,
Und freiaufathmend begruß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

II.

Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer' das Gewitter,
Und durch die ſchwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterſtrahl,
Raſch aufleuchtend und raſch verſchwindend,
Wie'n Witz aus dem Haupte Kronions.
Ueber das wüſte, wogende Waſſer
Weithin rollen die Donner
Und ſpringen die weißen Wellenroſſe,
Die Boreas ſelber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängſtlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, luſtiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den ſchlimmſten Tanz!
Aeolus ſchickt ihm die flinkſten Geſellen.

Die wild aufſpielen zum fröhlichen Reigen;
Der Eine pfeift, der Andre bläſt,
Der Dritte ſtreicht den dumpfen Brummbaß —
Und der ſchwankende Seemann ſteht am Steuer,
Und ſchaut beſtändig nach der Buſſole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
O rette mich, Kaſtor, reiſiger Held,
Und Du, Kämpfer der Fauſt, Polydeukes!

III.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich ſelber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Waſſerwuſte,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer', in Nebeleimern,
Das Waſſer ſchöpfen,
Und es mühſam ſchleppen und ſchleppen,
Und es wieder verſchutten in's Meer,
Ein trubes, langweil'ges Geſchäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möven ſchrillen,
Alte Erinn'rungen wehen mich an,
Vergeſſene Träume, erloſchene Bilder,
Qualvoll ſüße, tauchen hervor!

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein ſchönes Weib, königlich ſchön.
Die ſchlanke Zypreſſengeſtalt
Umſchließt ein lüſtern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfulle,
Wie eine ſelige Nacht, ergießt ſich
Von dem hohen, flechtengekrönten Haupte,
Sie ringelt ſich träumeriſch ſuß
Um das ſuße, blaſſe Antlitz;
Und aus dem ſußen, blaſſen Antlitz,
Groß und gewaltig, ſtrahlt ein Auge,
Wie eine ſchwarze Sonne.

O, du ſchwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeiſt'rungsflammen,
Und ſtand und taumelte, feuerberauſcht —
Dann ſchwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeſchurzten, ſtolzen Lippen,
Und die hochgeſchurzten, ſtolzen Lippen

Hauchten Worte, ſuß wie Mondlicht,
Und zart wie der Duft der Roſe —
Und meine Seele erhob ſich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möven!
Vorüber iſt Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, ſchiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

IV.

Untergang der Sonne.

Die ſchöne Sonne
Iſt ruhig hinabgeſtiegen in's Meer;
Die wogenden Waſſer ſind ſchon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröthe
Ueberſtreut ſie mit goldnen Lichtern,
Und die rauſchende Fluthgewalt
Drängt an's Ufer die weißen Wellen,
Die luſtig und haſtig hüpfen,
Wie wollige Lämmerheerden,
Die Abends der ſingende Hirtenjunge
Nach Hauſe treibt.

Wie ſchön iſt die Sonne!
So ſprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,

Und ſcherzend halb und halb wehmüthig,
Verſichert' er mir: die Sonne ſey
Eine ſchöne Frau, die den alten Meergott
Aus Convenienz geheurathet;
Des Tages über wandle ſie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt,
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, troſtlos gezwungen,
Kehre ſie wieder zurück
In das naſſe Haus, in die öden Arme
Des greiſen Gemahls.

Glaub mir's — ſetzte hinzu der Freund,
Und lachte und ſeufzte und lachte wieder —,
Die führen dort unten die zärtlichſte Ehe!
Entweder ſie ſchlafen oder ſie zanken ſich,
Daß hochaufbrauſt hier oben das Meer,
Und der Schiffer im Wellengeräuſch es hört
Wie der Alte ſein Weib ausſchilt:
„Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühſt du für Andre,

Und Nachts, für Mich, biſt du froſtig und müde!“
Nach ſolcher Gardinenpredigt,
Verſteht ſich! bricht dann aus in Thränen
Die ſtolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt ſo jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett ſpringt,
Und ſchnell nach der Meeresfläche heraufſchwimmt,
Um Luft und Beſinnung zu ſchöpfen.

So ſah ich ihn ſelbſt, verfloſſene Nacht,
Bis an die Bruſt dem Meer' entlauchen.
Er trug eine Jacke von geltem Flanell,
Und eine lilienweiße Schlafmütz,
Und ein abgewelktes Geſicht.

V.

Der Gesang der Okeaniden.

Abendlich blasser wird es am Meere,
Und einsam, mit seiner einsamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und schaut, todtkalten Blickes, hinauf
Nach der weiten, todtkalten Himmelswölbung,
Und schaut auf das weite, wogende Meer,
Und über das weite, wogende Meer,
Wie Lüftesegler, ziehn seine Seufzer,
Und kehren wieder, trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten —
Und er stöhnt so laut, daß die weißen Möven,
Aufgescheucht aus den sandigen Nestern,
Ihn heerdenweis' umflattern,
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewasser-saufende,
Und thranigtes Robbenfleisch-fressende,
Eu'r Leben ist bitter wie Eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koste nur Sußes!
Ich koste den süßen Duft der Rose,
Der Mondschein-gefütterten Nachtigallbraut;
Ich koste noch süßere Josty-Baisers,
Mit weißer Seligkeit gefüllte;
Und das Allersüßeste kost' ich:
Süße Liebe und süßes Geliebtseyn.

Sie liebt mich! Sie liebt mich! die holde Jungfrau!
Jetzt steht sie daheim, am Erker des Hauses,
Und schaut in die Dämm'rung hinaus, auf die Landstraß',
Und horcht, und sehnt sich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens späht sie umher und sie seufzet,
Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondschein,
Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen:
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin
Und so liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt sie selig mein theures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühstück,

Auf dem glänzenden Butterbrodte,
Sieht ſie mein lächelndes Antlitz,
Und ſie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!

Alſo prahlt er und prahlt er,
Und zwiſchendrein ſchrillen die Möven,
Wie kaltes, ironiſches Kichern;
Die Dämm'rungsnebel ſteigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond;
Hochauf rauſchen die Meereswogen,
Und tief aus hochauf rauſchendem Meer,
Wehmüthig wie flüſternder Windzug,
Tönt der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen, mitleidigen Waſſerfrau'n,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der ſilberfüßigen Peleus-Gattin,
Und ſie ſeufzen und ſingen:

O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet ſind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und ach! dein Herz, dein Riebe-Herz
Verſteinert vor Gram!

In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,
Und du prahlst vor Schmerzen!
O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmlisches Feuer
Den Göttern stahl und den Menschen gab,
Und Geier-gequälet, Felsen-gefesselt,
Olympauftrotzte und trotzte und stöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.
O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Du aber bist ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter,
Und trugest geduldig die Last des Elends,
Und trugest geduldig so lange, so lange,
Bis Atlas selbst die Geduld verliert,
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

So scholl der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfrau'n,
Bis lautere Wogen ihn überrauschten —
Hinter die Wolken zog sich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

VI.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämm'rig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel

Staunend, und seltsam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich stummen, grau'nhaft bewegten
Riesengestalten.
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig.
Schneeweiß sind die Locken des Haupts.
Die berühmten, olymposerschütternden Locken.
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz.
In seinem Gesichte liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmlisch ergötztest
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Oehme verdrängt,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, stolze Here!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst,
Hat doch eine andre das Zepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' ist erstarrt,
Und deine Lilienarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottessohn.

Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konnteſt du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einſt die goldene! jetzt die ſilberne!
Zwar ſchmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz;
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich ſtürbe vor Angſt;
Als Leichengöttin erſcheinſt du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe ſchaut nach dir,
Dort, der ſchreckliche Ares.
Es ſchaut ſo traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es ſchweigt ſeine Lei'r,
Die ſo freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger ſchaut Hephaiſtos,
Und wahrlich, der Hinkende! nimmermehr
Fällt er Hebe'n in's Amt,
Und ſchenkt geſchäftig, in der Verſammlung,
Den lieblichen Nektar — Und längſt iſt erloſchen
Das unauslöſchliche Göttergelächter.

Ich hab' Euch niemals geliebt, Ihr Götter!
Denn widerwärtig ſind mir die Griechen,
Und gar die Römer ſind mir verhaßt.

Doch heil'ges Erbarmen und ſchauriges Mitleid
Durchſtrömt mein Herz,
Wenn ich Euch jetzt da droben ſchaue,
Verlaſſene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelſchwache, die der Wind verſcheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter ſind, die Euch beſiegten,
Die neuen, herrſchenden, triſten Götter,
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —
O da faßt mich ein düſterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für Euch, Ihr alten Götter,
Für Euch und Eu'r gutes, ambroſiſches Recht,
Und vor Euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden
Möcht' ich ſelber knien und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn, immerhin, Ihr alten Götter,
Habt Ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menſchen,
Stets mit der Parthei der Sieger gehalten,
So iſt doch der Menſch großmüth'ger als Ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Parthei der beſiegten Götter.

* * *

Alſo ſprach ich, und ſichtbar errötheten
Droben die blaſſen Wolkengeſtalten,
Und ſchauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und ſchwanden plötzlich.
Der Mond verbarg ſich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hochauf rauſchte das Meer,
Und ſiegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

VII.

Fragen.

Am Meer, am wüſten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:

„O löſ't mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

VIII.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimath,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildniß im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und kußt seine Hände,
Und ruft seinen Namen
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn! Sie liebt ihn!“

* * *

Am Maſtbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Geſang.
Wie ſchwarzgrüne Roſſe mit ſilbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuſelten Wellen,
Wie Schwänenzüge ſchifften vorüber,
Mit ſchimmernden Segeln, die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordſee;
Ueber mein Haupt, im ewigen Blau,
Hinflatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Roſe des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll ſich im Meer beſpiegelte;
Und Himmel und Meer und mein eignes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!

IX.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter ſich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig ſitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt ſo traulich und lieblich
Im Römerglas ſich wiederſpiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durſtige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeſchichte,
Turken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die hafisbeſungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte;
Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher bluht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,
Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde,
Und allen ſchlechten Poeten vergab ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stuckfäſſer,

Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.

Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer geſagt
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft,
Lebte beſtändig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen;

Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rothe, betrunkene Nase,
Und um die rothe Weltgeist-Nase
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt.

X.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie luſtig dazwiſchenblühende,
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft Euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdröſchen Euch höhnend,
Sogar der habloſe Wanderer,
Den Eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt Euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,

Verehrt Euch und pflückt Euch
Und schmückt mit Euch die schönen Locken,
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

Der Doktor Faust.

Ein

Tanzpoem,

nebst

kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst

von

Heinrich Heine.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Einleitende Bemerkung.

Stolen

Herr Lumley, Direktor des Theaters Ihrer Majestät der Königin zu London, forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballet zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: Doktor Faust, ein Tanzpoem. Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Succes der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, theils auch weil der Balletmeister aus Esprit de Corps de Ballet, hem-

mend und ſäumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieſer Balletmeiſter hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Ballets gedichtet hatte, während doch ſolche Produkte bisher immer nur von Tanzaffen ſeiner Art, in Collaborazion mit irgend einer dürftigen Literatenſeele, geliefert worden. Armer Fauſt! armer Hexenmeiſter! ſo mußteſt du auf die Ehre verzichten, vor der großen Victoria von England deine Schwarzkünſte zu produziren! Wird es dir in deiner Heimath beſſer gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgend eine deutſche Bühne ihren guten Geſchmack dadurch bekunden, daß ſie mein Opus zur Aufführung brächte, ſo bitte ich die hochlöbliche Direktion bei dieſer Gelegenheit auch nicht zu verſäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vermittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu laſſen. Ich halte es nicht für überflüſſig zu bemerken, daß ich, um das Eigenthumsrecht meines Ballets in Frankreich zu ſichern, bereits eine franzöſiſche Ueber-

ſetzung drucken ließ und die geſetzlich vorgeſchriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponirt habe.

Als ich das Vergnügen hatte, dem Herrn Lumley mein Balletmanuſkript einzuhändigen und wir, bei einer duftigen Taſſe Thee, uns über den Geiſt der Fauſtſage und meine Behandlung derſelben unterhielten, erſuchte mich der geiſtreiche Impreſſario, das Weſentliche unſeres Geſpräches aufzuzeichnen, damit er ſpäterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung ſeinem Publikum zu übergeben gedachte. Auch ſolchem freundlichen Begehr nachkommend, ſchrieb ich den Brief an Lumley, den ich abgekürzt am Ende dieſes Büchleins mittheile, da vielleicht auch dem deutſchen Leſer dieſe flüchtigen Blätter einiges Intereſſe gewähren dürften.

Wie über den hiſtoriſchen Fauſt habe ich in dem Briefe an Lumley auch über den mythiſchen Fauſt nur dürftige Andeutungen gegeben. Ich kann nicht umhin, in Bezug auf die Entſtehung und Entwickelung dieſes Fauſtes der Sage, der Fauſt-

fabel, hier das Resultat meiner Forschungen mit wenigen Worten zu resumiren.

Es ist nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneschall des Bischofs von Adana in Sicilien, sondern eine alte angelsächsische, dramatische Behandlung derselben, welche als die Grundlage der Faustfabel zu betrachten ist. In dem noch vorhandenen plattdeutschen Gedichte vom Theophilus sind altsächsische oder angelsächsische Archäismen, gleichsam Wortversteinerungen, fossile Redensarten enthalten, welche darauf hinweisen, daß dieses Gedicht nur eine Nachbildung eines älteren Originals ist, das im Laufe der Zeit verloren gegangen. Kurz nach der Invasion Englands durch die französischen Normannen muß jenes angelsächsische Gedicht noch existirt haben, denn augenscheinlich ward dasselbe von einem französischen Poeten, dem Troubadour Rütebeuf, fast wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Frankreich auf's Theater gebracht. Für Diejenigen, denen die Sammlung von Mommerque, worin auch dieses Mystère abgedruckt, nicht zugänglich ist, be-

merke ich, daß der gelehrte Mangin vor etwa sieben Jahren im Journal des savants über das erwähnte Mystère hinlänglich Auskunft giebt. Dieses Mysterium vom Troubadour Rüteboeuf benutzte nun der englische Dichter Marlow, als er seinen Faust schrieb, indem er die analoge Sage vom deutschen Zauberer Faust nach dem älteren Faustbuche, wovon es bereits eine englische Uebersetzung gab, in die dramatische Form kleidete, die ihm das französische auch in England bekannte Mysterium bot. Das Mysterium des Theophilus und das ältere Volksbuch vom Faust sind also die beiden Faktoren, aus welchen das Marlow'sche Drama hervorgegangen. Der Held desselben ist nicht mehr ein ruchloser Rebell gegen den Himmel, der verführt von einem Zauberer und um irdische Güter zu gewinnen, seine Seele dem Teufel verschreibt, aber endlich durch die Gnade der Mutter Gottes, die den Pakt aus der Hölle zurückholt, gerettet wird, gleich dem Theophilus: sondern der Held des Stücks ist hier selbst ein Zauberer, in ihm, wie im Nekromanten des Faustbuchs, resumiren sich die

Sagen von allen früheren Schwarzkünstlern, deren Künste er vor den höchsten Herrschaften produzirt, und zwar geschieht solches auf protestantischem Boden, den die reitende Mutter Gottes nicht betreten darf, weshalb auch der Teufel den Zauberer holt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die Puppenspiel-Theater, die zur Shakespeare'schen Zeit in London florirten und sich eines jeden Stückes, das auf den großen Bühnen Glück machte, gleich bemächtigten, haben gewiß auch nach dem Marlow'schen Vorbilde einen Faust zu geben gewußt, indem sie das Originaldrama mehr oder minder ernsthaft parodirten, oder ihren Lokalbedürfnissen gemäß zustutzten, oder auch, wie oft geschah, von dem Verfasser selbst für den Standpunkt ihres Publikums umarbeiten ließen. Es ist nun jener Puppenspiel-Faust, der von England herüber nach dem Festland kam, durch die Niederlande reisend auch die Marktbuden unserer Heimath besuchte, und in derb deutscher Maulart übersetzt und mit deutschen Hanswurstiaden verballhornt, die unteren Schichten des deutschen Volkes ergötzte. Wie ver-

ſchieden auch die Verſionen, die ſich im Laufe der Zeit, beſonders durch das Improviſiren, gebildet, ſo blieb doch das Weſentliche unverändert, und einem ſolchen Puppenſpiele, das Wolfgang Goethe in einem Winkeltheater zu Straßburg aufführen ſah, hat unſer großer Dichter die Form und den Stoff ſeines Meiſterwerks entlehnt. In der erſten Fragment-Ausgabe des Goethe'ſchen Fauſtes iſt dieſes am ſichtbarſten; dieſe entbehrt noch die der Sakontola entnommene Einleitung und einen dem Hiob nachgebildeten Prolog, ſie weicht noch nicht ab von der ſchlichten Puppenſpielform, und es iſt kein weſentliches Motiv darin enthalten, welches auf eine Kenntniß der älteren Originalbücher von Spieß und Widman ſchließen läßt.

Das iſt die Geneſis der Fauſtfabel, von dem Theophilus-Gedichte bis auf Goethe, der ſie zu ihrer jetzigen Popularität erhoben hat. — Abraham zeugte den Iſaak, Iſaak zeugte den Jakob, Jakob aber zeugte den Juda, in deſſen Händen das Scepter ewig bleiben wird. In der Literatur wie im Leben hat jeder Sohn einen Vater, den er aber

freilich nicht immer kennt, oder den er gar verläugnen möchte.

Geschrieben zu Paris, den 1. Oktober 1851.

Der Doktor Faust.

Du haſt mich beſchworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebteſt mich mit Wollußgluth —
Jetzt kannſt du die Gluth nicht ſtillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menſchen Odem iſt göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Todten ſind unerſättlich.

Der Doktor Faust.

Ein Tanzpoem.

Erster Akt.

Studirzimmer, groß, gewölbt, in gothiſchem Styl. Spärliche Beleuchtung. An den Wänden Bücherſchränke, aſtrologiſche und alchymiſtiſche Geräthſchaften (Welt- und Himmelskugel, Planetenbilder, Retorten und ſeltſame Gläſer), anatomiſche Präparate (Skelette von Menſchen und Thieren) und ſonſtige Requiſiten der Nekromanzie.

Es ſchlägt Mitternacht. Neben einem mit aufgeſtapelten Büchern und phyſikaliſchen Inſtrumenten bedeckten Tiſche, in einem hohen Lehnſtuhl, ſitzt nachdenklich der Doktor Fauſt. Seine Kleidung iſt die altdeutſche Gelehrtentracht des ſech-

zehnten Jahrhunderts. Er erhebt ſich endlich und ſchwankt mit unſichern Schritten einem Bücherſchranke zu, wo ein großer Foliant mit einer Kette angeſchloſſen; er öffnet das Schloß und ſchleppt das entfeſſelte Buch (den ſogenannten Höllenzwang) nach ſeinem Tiſche. In ſeiner Haltung und ſeinem ganzen Weſen beurkundet ſich eine Miſchung von Unbeholfenheit und Muth, von linkiſcher Magiſterhaftigkeit und trotzigem Doktorſtolz. Nachdem er einige Lichter angezündet und mit einem Schwerte verſchiedene magiſche Kreiſe auf dem Boden gezeichnet, öffnet er das große Buch, und in ſeinen Geberden offenbaren ſich die geheimen Schauer der Beſchwörung. Das Gemach verdunkelt ſich; es blitzt und donnert; aus dem Boden, der ſich praſſelnd öffnet, ſteigt empor ein flammend rother Tiger. Fauſt zeigt ſich bei dieſem Anblick nicht im Mindeſten erſchreckt, er tritt der feurigen Beſtie mit Verhöhnung entgegen und ſcheint ihr zu befehlen ſogleich zu entweichen. Sie verſinkt auch alsbald in die Erde. Fauſt beginnt auf's neue ſeine Beſchwörungen, wieder blitzt und donnert es entſetzlich und aus dem ſich öffnenden Boden

ſchießt empor eine ungeheure Schlange, die in den bedrohlichſten Wendungen ſich ringelnd, Feuer und Flammen ziſcht. Auch ihr begegnet der Doktor mit Verachtung, er zuckt die Achſel, er lacht, er ſpottet darüber, daß der Höllengeiſt nicht in einer weit gefährlichern Geſtalt zu erſcheinen vermochte, und auch die Schlange kriecht in die Erde zurück. Fauſt erhebt ſogleich mit geſteigertem Eifer ſeine Beſchwörungen, aber diesmal ſchwindet plötzlich die Dunkelheit, das Zimmer erhellt ſich mit unzähligen Lichtern, ſtatt des Donnerwetters ertönt die lieblichſte Tanzmuſik, und aus dem geöffneten Boden, wie aus einem Blumenkorb, ſteigt hervor eine Ballettänzerin, gekleidet im gewöhnlichen Gaze- und Trikot-Koſtüme und umhergaukelnd in den banalſten Pirouetten.

Fauſt iſt anfänglich darob befremdet, daß der beſchworene Teufel Mephiſtopheles keine unheilvollere Geſtalt annehmen konnte als die einer Ballettänzerin, doch zuletzt gefällt ihm dieſe lächelnd anmuthige Erſcheinung und er macht ihr ein gravitätiſches Kompliment. Mephiſtopheles oder vielmehr Mephiſtophela, wie wir nunmehr die in die

Weiblichkeit übergegangene Teufelei zu nennen haben, erwiedert parodirend das Kompliment des Doktors und umtänzelt ihn in der bekannten koketten Weise. Sie hält einen Zauberstab in der Hand und Alles, was sie im Zimmer damit berührt, wird auf's Ergötzlichste umgewandelt, doch vergestalt, daß die ursprüngliche Formation der Gegenstände nicht ganz vertilgt wird, z. B. die dunkeln Planetenbilder erleuchten sich buntfarbig von innen, aus den Pokalen mit Mißgeburten blicken die schönsten Vögel hervor, die Eulen tragen Girandolen im Schnabel, prachtvoll sprießen an den Wänden hervor die kostbarsten gülbenen Geräthe, venetianische Spiegel, antike Basreliefs, Kunstwerke, alles chaotisch gespenstisch und dennoch glänzend schön: eine ungeheuerliche Arabeske. Die Schöne scheint mit Faust ein Freundschaftsbündniß zu schließen, doch das Pergament, das sie ihm vorhält, die furchtbare Verschreibung, will er noch nicht unterzeichnen. Er verlangt von ihr die übrigen höllischen Mächte zu sehen, und diese, die Fürsten der Finsterniß, treten alsbald aus dem Boden hervor. Es sind Ungethüme mit Thierfratzen, fa-

belhafte Miſchlinge des Skurrilen und Furchtbaren, die meiſten mit Kronen auf den Köpfen und Scepiern in den Tatzen. Fauſt wird denſelben von der Mephiſtophela vorgeſtellt, eine Präſentazion, wobei die ſtrengſte Hofetikette vorwaltet. Ceremoniös einherwackelnd, beginnen die unterweltlichen Majeſtäten ihren plumpen Reigen, doch indem Mephiſtophela ſie mit dem Zauberſtabe berührt, fallen die häßlichen Hüllen plötzlich von ihnen, und ſie verwandeln ſich ebenfalls in lauter zierliche Ballettänzerinnen, die in Gaze und Trikot und mit Blumenguirlanden dahinflattern. Fauſt ergötzt ſich an dieſer Metamorphoſe, doch ſcheint er unter allen jenen hübſchen Teufelinnen keine zu finden, die ſeinen Geſchmack gänzlich befriedige; dieſes bemerkend, ſchwinkt Mephiſtophela wieder ihren Stab, und in einem ſchon vorher an die Wand hingezauberten Spiegel erſcheint das Bildniß eines wunderſchönen Weibes in Hoftracht und mit einer Herzogskrone auf dem Haupte. Sobald Fauſt ſie erblickt, iſt er wie hingeriſſen von Bewunderung und Entzücken, und er naht dem holden Bildniß mit allen Zeichen der Sehnſucht und

Zärtlichkeit. Doch das Weib im Spiegel, welches sich jetzt wie lebend bewegt, wehrt ihn von sich ab mit hochmüthigstem Naserümpfen; er kniet flehend vor ihr nieder und sie wiederholt nur noch beleidigender ihre Gesten der Verachtung.

Der arme Doktor wendet sich hierauf mit bittenden Blicken an Mephistophela, doch diese erwiedert sie mit schalkhaftem Achselzucken und sie bewegt ihren Zauberstab. Aus dem Boden taucht sogleich bis zur Hüfte ein häßlicher Affe hervor, der aber auf ein Zeichen der Mephistophela, die ärgerlich den Kopf schüttelt, schleunigst wieder hinabsinkt in den Boden, woraus im nächsten Augenblicke ein schöner, schlanker Ballettänzer hervorspringt, welcher die banalsten Pas exekutirt. Der Tänzer naht sich dem Spiegelbilde, und indem er demselben mit der fadesten Süffisance seine buhlerischen Huldigungen darbringt, lächelt ihm das schöne Weib auf's holdseligste entgegen, sie streckt die Arme nach ihm aus mit schmachtender Sehnsucht und erschöpft sich in den zärtlichsten Demonstrationen. Bei diesem Anblick geräth Faust in rasende Verzweiflung, doch Mephistophela erbarmt

ſich ſeiner und mit ihrem Zauberſtab berührt ſie den glücklichen Tänzer, der auf der Stelle in die Erde zurückſinkt, nachdem er ſich zuvor in einen Affen verwandelt und ſeine abgeſtreifte Tänzerkleidung auf dem Boden zurückgelaſſen hat. Jetzt reicht Mephiſtophela wieder das Pergamentblatt dem Fauſt dar, und dieſer, ohne langes Beſinnen, öffnet ſich eine Ader am Arme, und mit ſeinem Blute unterzeichnet er den Kontrakt, wodurch er, für zeitliche irdiſche Genüſſe, ſeiner himmliſchen Seligkeit entſagt. Er wirft die ernſte ehrſame Doktortracht von ſich und zieht den ſündig bunten Flitterſtaat an, den der verſchwundene Tänzer am Boden zurückgelaſſen; bei dieſer Umkleidung, die ſehr ungeſchickt von Statten geht, hilft ihm das leichtfertige Corps-de-Ballet der Hölle.

Mephiſtophela giebt dem Fauſt jetzt Tanzunterricht, und zeigt ihm alle Kunſtſtücke und Handgriffe, oder vielmehr Fußgriffe des Metiers. Die Unbeholfenheit und Steifheit des Gelehrten, der die zierlich leichten Pas nachahmen will, bilden die ergötzlichſten Effekte und Kontraſte. Die teufliſchen Tänzerinnen wollen auch hier nachhelfen,

jede ſucht auf eigene Weiſe die Lehre durch Beiſpiel zu erklären, eine wirft den armen Doktor in die Arme der andern, die mit ihm herumwirbelt; er wird hin und her gezerrt, doch durch die Macht der Liebe und des Zauberſtabs, der die unfolgſamen Glieder allmählig gelenkig ſchlägt, erreicht der Lehrling der Choregraphie zuletzt die höchſte Fertigkeit: er tanzt ein brillantes Pas-de-deux mit Mephiſtophela, und zur Freude ſeiner Kunſtgenoſſinnen fliegt er auch mit ihnen umher in den wunderlichſten Figuren. Nachdem er es zu dieſer Virtuoſität gebracht, wagt er als Tänzer auch vor dem ſchönen Frauenbilde des Zauberſpiegels zu erſcheinen, und dieſes beantwortet ſeine tanzende Leidenſchaft mit den Geberden der glühendſten Gegenliebe. Fauſt tanzt mit immer ſich ſteigernder Seelentrunkenheit; Mephiſtophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberſtabes wieder verſchwindet, und fortgeſetzt wird der höhere Tanzunterricht der altclaſſiſchen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schloſſe, welches zur rechten Seite ſichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgeſinde, Rittern und Damen, ſitzen in hohen Thronſeſſeln der Herzog und die Herzogin, erſterer ein ſteifältlicher Herr, letztere ein junges üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberſpiegel des erſten Akts dargeſtellt hat. Bemerklich iſt, daß ſie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene iſt prachtvoll geſchmückt zu einem Hoffeſte. Es wird ein Schäferſpiel aufgeführt, im älteſten Rococogeſchmacke: graziöſe Fadheit und galante Unſchuld. Dieſe ſüßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verſcheucht durch die Ankunft des Fauſt und der Mephiſtophela, die in ihrem Tanzkoſtüm und mit ihrem Gefolge von dämoniſchen Ballettänzerinnen, unter jauch-

zenden Fanfaren, ihren Siegeseinzug halten. Fauſt und Mephiſtophela machen ihre ſpringenden Reverenzen vor dem Fürſtenpaar, doch erſterer und die Herzogin, indem ſie ſich näher betrachten, ſind betroffen wie von freudigſter Erinnerung: ſie erkennen ſich und wechſeln zärtliche Blicke. Der Herzog ſcheint mit beſonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephiſtophela's entgegen zu nehmen. In einem ungeſtümen Pas-de-deux, welches letztere jetzt mit Fauſt tanzt, haben beide fürnehmlich das Fürſtenpaar im Auge, und während die teufliſchen Tänzerinnen ſie ablöſen, koſt Mephiſtophela mit dem Herzog und Fauſt mit der Herzogin; die überſchwängliche Paſſion der beiden Letztern wird gleichſam parodirt, indem Mephiſtophela den eckigen und ſteifleinenen Graziöſitäten des Herzogs eine ironiſche Zimperlichkeit entgegenſetzt.

Der Herzog wendet ſich endlich gegen Fauſt und verlangt, als eine Probe ſeiner Schwarzkunſt, den verſtorbenen König David zu ſehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf ſolches allerhöchſte Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophela's, ſchwingt ihn in beſchwö-

render Weiſe, und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor: Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt, gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelzmützen auf den ſpitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem dieſe Karrikaturen ihren Umzug gehalten, verſchwinden ſie wieder in den Boden unter rauſchenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue ſpringen Fauſt und Mephiſtophela hervor zu einem glänzenden Pas-de-deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andere wieder den Herzog mit verliebten Geberden anlockt, ſo daß das erlauchte Fürſtenpaar endlich nicht mehr widerſteht und ſeinen Sitz verlaſſend, ſich den Tänzen jener beiden anſchließt. Dramatiſche Quadrille, wo Fauſt die Herzogin noch inniger zu beſtricken ſucht. Er hat ein Teufelsmaal an ihrem

Halſe bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daß ſie eine Zauberin ſei, giebt er ihr ein Rendez-vous für den nächſten Hexen-Sabbath. Sie iſt erſchrocken und will läugnen, doch Fauſt zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen iſt, woran man die Domina, die fürnehmſte Satansbraut, erkennt. Verſchämt geſtattet ſie das Rendez-vous. Parodiſtiſch geberden ſich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephiſtophela, und die dämoniſchen Tänzerinnen ſetzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptperſonen ſich in Zwiegeſprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs, ihm eine Probe ſeiner Zauberkunſt zu geben, ergreift Fauſt den magiſchen Stab und berührt damit die eben dahin wirbelnden Tänzerinnen. Dieſe verwandeln ſich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir ſie im erſten Akte geſehen, und aus dem graziöſeſten Ringelreihen in die täppiſchſte und barockſte Ronde überplumpſend, verſinken ſie zuletzt unter ſprühenden Flammen in den ſich öffnenden Boden. — Rauſchend enthuſiaſtiſcher Beifall, und Fauſt und Mephiſtophela verbeugen ſich dankbar vor den

hohen Herrſchaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberſtück ſteigert ſich die tolle Luſt; die vier Hauptperſonen ſtürzen rückſichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die ſich erneuet, geberdet ſich die Leidenſchaft immer dreiſter: Fauſt kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittirenden Pantomimen ihre Gegenliebe kund giebt: vor der ſchäkernd hingeriſſenen Mephiſtophela kniet, wie ein lüſterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er ſich zufällig umwendet und ſeine Gattin nebſt Fauſt in den erwähnten Poſituren erblickt, ſpringt er wüthend empor, zieht ſein Schwert und will den frechen Schwarzkünſtler erſtechen. Dieſer ergreift raſch ſeinen Zauberſtab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte deſſelben ſchießt ein ungeheures Hirſchgeweih empor, an deſſen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Beſtürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Fauſt und Mephiſtophela eindringen. Fauſt aber bewegt wieder ſeinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegeriſche

Trompetenstöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schaar von Kopf bis zu Füßen geharnischter Ritter. Indem die Höflinge sich gegen diese zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Faust und Mephistophela durch die Luft davon, auf zwei schwarzen Rossen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im selben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterschaar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Heren-Sabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen seltsame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein steinernes Postament, wie ein Altar, und darauf steht ein großer schwarzer Bock mit einem schwarzen Menschenantlitz und einer brennenden Kerze zwischen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die einander überragend, gleichsam ein Amphitheater bilden, auf dessen kolossalen Stufen als Zuschauer die Notabilitäten der Unterwelt sitzen, nämlich jene Höllenfürsten, die wir in den vorigen Akten gesehen und die hier noch riesenhafter erscheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Musikanten mit Vogelgesichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinstrumenten. Die Scene ist bereits ziemlich belebt von tanzenden Gruppen, deren

Trachten an die verschiedensten Länder und Zeitalter erinnern, so daß die ganze Versammlung einem Maskenball gleicht, um so mehr, da wirklich Viele darunter verlarvt und vermummt sind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieser Gestalten, so dürfen sie dennoch den Schönheitssinn nicht verletzen, und der häßliche Eindruck des Fratzenwesens wird gemildert oder verwischt durch mährchenhafte Pracht und positives Grauen. Vor den Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, beide mit einer schwarzen Fackel in der Hand, sie verbeugen sich vor der Rückseite des Bocks, knieen davor nieder und leisten das Homagium des Kusses. Unterdessen kommen neue Gäste durch die Luft geritten, auf Besenstielen, Mistgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Diese Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigster Willkomm-Begrüßung mischen sie sich unter die tanzenden Gruppen. Auch Ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; sie ist so entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh.

Sie ſcheint Jemanden mit Ungeduld zu ſuchen. Endlich erblickt ſie den Erſehnten, nämlich Fauſt, welcher mit Mephiſtophela auf ſchwarzen Roſſen zum Feſte heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand und ſeine Gefährtin ſchmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutſchen Edelfräuleins. Fauſt und die Herzogin ſtürzen einander in die Arme und ihre überſchwellende Inbrunſt offenbart ſich in den verzückteſten Tänzen. Mephiſtophela hat unterdeſſen ebenfalls einen erwarteten Geſpons gefunden, einen dürren Junker in ſchwarzer, ſpaniſcher Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Fauſt und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenſchaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, iſt der Zweitanz der Mephiſtophela und ihres Partners, als Gegenſatz, nur der buhleriſche Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der ſich ſelbſt perſiflirenden Lüſternheit. Alle vier ergreifen endlich ſchwarze Fackeln, bringen in der oben erwähnten Weiſe dem Bocke ihre Huldigung, und ſchließen ſich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermiſchte Geſellſchaft den

Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieſer Ronde beſteht darin, daß die Tänzer einander den Rücken zudrehen, und nicht das Geſicht, welches nach Außen gewendet bleibt.

Fauſt und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entſchlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren ſich hinter den Bäumen zur rechten Seite der Scene. Die Ronde iſt beendet und neue Gäſte treten vor den Altar und begehen dort die Adorazion des Bocks; es ſind gekrönte Häupter darunter, ſogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geiſtlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen ſich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkaſprüngen erquicken ſich die dämoniſchen Zuſchauer auf den Bergſpitzen und ſie applaudiren mit lang hervorgeſtreckten Tatzen. Fauſt und die Herzogin kommen wieder zum Vorſchein, doch ſein Antlitz iſt verſtört, und verdroſſen wendet er ſich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüſtigſten Kareſſen verfolgt. Er giebt ihr ſeinen Ueberdruß und Widerwillen in unzweideutiger Weiſe zu erkennen. Vergebens ſtürzt flehentlich die Herzogin

vor ihm nieder; er ſtößt ſie mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblicke erſcheinen drei Mohren in goldnen Wappenröcken, worauf lauter ſchwarze Böcke geſtickt ſind; ſie bringen der Herzogin den Befehl, ſich unverzüglich zu ihrem Herrn und Meiſter Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeſchleppt. Man ſieht im Hintergrunde wie der Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigt und, nach einigen ſonderbaren Komplimentirungen, mit der Herzogin ein Menuet tanzt. Langſam gemeſſene ceremoniöſe Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübſinn eines gefallenen Engels und der tiefe Ennui eines blaſirten Fürſten; in allen Zügen der Herzogin verräth ſich die troſtloſeſte Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes ſteigt der Bock wieder auf ſein Poſtament; die Damen, welche dieſem Schauſpiel zugeſehen, nahen ſich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen dieſelbe mit ſich fort. Fauſt iſt im Vordergrunde ſtehen geblieben, und während er jenem Menuet zuſchaut, erſcheint wieder an ſeiner Seite Mephiſtophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Fauſt auf die Herzogin und ſcheint in Betreff derſelben etwas

Entſetzliches zu erzählen; er bezeugt überhaupt ſeinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor ſich ſehe, ob all dem gothiſchen Wuſte, der nur eine plump ſchnöde Verhöhnung der kirchlichen Aſketik, ihm aber eben ſo unerquicklich ſei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnſucht nach dem Reinſchönen, nach griechiſcher Harmonie, nach den uneigennützig edlen Geſtalten der Homeriſchen Frühlingswelt! Mephiſtophela verſteht ihn, und mit ihrem Zauberſtab den Boden berührend, läßt ſie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorſteigen und ſogleich wieder verſchwinden. Das iſt es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürſtende Herz des Doktors begehrte; er giebt ſeine volle Begeiſterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephiſtophela erſcheinen wieder die magiſchen Roſſe, worauf beide davon fliegen. In demſelben Momente erſcheint die Herzogin wieder auf der Scene; ſie bemerkt die Flucht des Geliebten, geräth in die unſinnigſte Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In dieſem Zuſtande wird ſie von einigen wüſten Geſtalten aufgehoben und mit Scherz und Poſſen, wie im

Triumphe, umhergetragen. Wieder Hexen-Ronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgel-Choral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmusik ist. Alles drängt sich zum Altar, wo der schwarze Bock in Flammen aufgeht und prasselnd verbrennt. Nachdem der Vorhang schon gefallen, hört man noch die grausenhaft burlesken Freveltöne der Satansmesse.

Vierter Akt.

Eine Insel im Archipel. Ein Stück Meer, smaragdfarbig glänzend, ist links sichtbar und scheidet sich lieblich ab von dem Turkoisenblau des Himmels, dessen sonniges Tageslicht eine ideale Landschaft überstrahlt: Vegetazion und Architekturen sind hier so griechisch schön, wie sie der Dichter der Odyssee einst geträumt. Pinien, Lorbeerbüsche, in deren Schatten weiße Bildwerke ruhen; große Marmorvasen mit fabelhaften Pflanzen; die Bäume von Blumenguirlanden umwunden; krystallene Wasserfälle; zur rechten Seite der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorschimmert; und das alles belebt von blühenden Menschen, die Jünglinge in weißen Festgewanden, die Jungfrauen in leichtgeschürzter Nymphentracht, ihre Häupter geschmückt mit Rosen oder Myrthen, und theils in einzelnen Gruppen

ſich erluſtigend, theils auch in ceremoniöſen Reigen vor dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienſte derſelben beſchäftigt. Alles athmet hier griechiſche Heiterkeit, ambroſiſchen Götterfrieden, claſſiſche Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenſeits, an myſtiſche Wolluſt- und Angſtſchauer, an überirdiſche Extaſe eines Geiſtes, der ſich von der Körperlichkeit emanzipirt: hier iſt alles reale plaſtiſche Seligkeit ohne retroſpektive Wehmuth, ohne ahnende leere Sehnſucht. Die Königin dieſer Inſel iſt Helena von Sparta, die ſchönſte Frau der Poeſie, und ſie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venus-Tempel: Tanz und Poſituren, im Einklang mit der Umgebung, gemeſſen, keuſch und feierlich.

In dieſe Welt brechen plötzlich herein Fauſt und Mephiſtophela, auf ihren ſchwarzen Roſſen durch die Lüfte herabfliegend. Sie ſind wie befreit von einem düſtern Alpdruck, von einer ſchnöden Krankheit, von einem triſten Wahnſinn, und erquicken ſich beide an dieſem Anblick des Urſchönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gaſtlich entgegen, bieten ihnen

Speiſe und Trank in koſtbar ciſelirten Geräthen, und laden ſie ein bei ihnen zu wohnen auf der ſtillen Inſel des Glücks. Fauſt und ſeine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Feſtzug bildend, begeben ſich zuletzt nach dem Tempel der Venus, wo der Doktor und Mephiſtophela ihre mittelalterlich romantiſche Kleidung gegen einfach herrliche griechiſche Gewänder vertauſchen; in ſolcher Umwandlung wieder mit der Helena auf die Vorderſcene tretend, trogiren ſie irgend einen mythologiſchen Dreitanz.

Fauſt und Helena laſſen ſich endlich nieder auf einen Thron, zur rechten Seite der Scene, während Mephiſtophela, einen Thyrſus und eine Handtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelaſſenſten Poſituren einherſpringt. Die Jungfrauen der Helena erfaßt das Beiſpiel dieſer Luſt, ſie reißen die Roſen und Myrthen von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfeſſelten Locken, und mit flatternden Haaren und geſchwungenen Thyrſen taumeln ſie ebenfalls dahin als Bacchantinnen. Die Jünglinge bewaffnen ſich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich raſenden Mäd-

chen, und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegerischen Pantomimen, welche von den alten Autoren so wohlgefällig beschrieben sind.

In dieser heroischen Pastorale mag auch eine antike Humoreske eingeschaltet werden, nämlich eine Schaar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieses artige Spiel wird aber plötzlich gestört: die erschreckten Liebesbübchen werfen sich rasch auf ihre Reitschwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt, und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Faust und Helena ruhig sitzen. Sie scheint jenem die wahnsinnigsten Vorwürfe zu machen und diese zu bedrohen. Mephistophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena sich ebenfalls wieder tanzend beigesellen, so daß diese Freuden-Chöre mit dem Zorn der Herzogin gleichsam verhöhnend kontrastiren. Letztere kann sich zuletzt vor Wuth nicht mehr lassen, sie schwingt den Zauberstab, den

ſie in in der Hand hält, und ſcheint dieſe Bewegung mit den entſetzlichſten Beſchwörungsſprüchen zu begleiten. Alsbald verfinſtert ſich der Himmel, Blitz und Donnerſchlag, das Meer fluthet ſtürmiſch empor, und auf der ganzen Inſel geſchieht an Gegenſtänden und Perſonen die ſchauderhafteſte Umwandlung. Alles iſt wie getroffen von Wetter und Tod: die Bäume ſtehen laublos und verdorrt; der Tempel iſt zu einer Ruine zuſammengeſunken; die Bildſäulen liegen gebrochen am Boden; die Königin Helena ſitzt als eine faſt zum Gerippe entfleiſchte Leiche in einem weißen Laken zur Seite des Fauſt; die tanzenden Frauenzimmer ſind ebenfalls nur noch knöcherne Geſpenſter, gehüllt in weiße Tücher, die über den Kopf hängend nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darſtellt, und in dieſer Geſtalt ſetzen ſie ihre heitern Tanzpoſituren und Ronden fort, als wäre gar nichts paſſirt, und ſie ſchienen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Fauſt iſt aber bei dieſem Begebniß, wo all ſein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eiferſüchtigen Hexe, aufs höchſte gegen dieſelbe erboſt; er ſpringt

vom Thron herab, mit gezogenem Schwerte, und bohrt es in die Bruſt der Herzogin.

Mephiſtophela hat die beiden Zauberrappen wieder herbeigeführt, ſie treibt den Fauſt angſtvoll an, ſich ſchnell aufzuſchwingen und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdeſſen immer höher, es überſchwemmt allmählig Menſchen und Monumente, nur die tanzenden Lamien ſcheinen nichts davon zu merken, und bei heitern Tambourinklängen tanzen ſie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Inſel gleichſam im Waſſer verſinkt. Ueber das ſturmgepeitſchte Meer, hoch oben in der Luft, ſieht man Fauſt und Mephiſtophela auf ihren ſchwarzen Gäulen dahin jagen.

Fünfter Akt.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothiſches Portal im Hintergrunde ſichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geſchnittene Lindenbäume; unter denſelben links ſitzen zechende und ſchmauſende Bürgersleute, gekleidet in der niederländiſchen Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts. Unfern ſieht man auch mit Armbrüſten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel ſchießen. Ueberall Kirmeßjubel: Schaubuden, Muſikanten, Puppenſpiel, umherſpringende Pickelhäringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Scene ein Raſenplatz, wo die Honoratioren tanzen. —

Der Vogel iſt herabgeſchoſſen und der Sieger hält als Schützenkönig ſeinen Triumphzug. Eine feiſte Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und Rücken behängt mit großen Schilden von Gold-

blech, und ſolchermaßen mit Geklingel und Geraſſel einherſtolzirend. Vor ihm marſchiren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeiniger Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligſten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätiſch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeiſter und ſeiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebſt ihrem Töchterlein unter den Linden ſitzen, wird die Fahne geſchwenkt und neigen ſich reſpektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwiedern die Salutazion, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländiſchen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenſtöße ertönen und auf einem hohen mit Laubwerk geſchmückten Karren, der von zwei ſchwarzen Gäulen gezogen wird, erſcheint der hochgelahrte Doktor Fauſt in ſcharlachrothem und goldbetreßtem Quackſalberkoſtüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, ſchreitet Mephiſtophela, ebenfalls in grell marktſchreieriſchem Aufputz, reich bebändert und beſiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf ſie zuweilen Fanfaren bläſt,

während ſie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt ſich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein und Mixturen gegen baare Bezahlung austheilt. Einige Perſonen bringen ihm in groſſen Flaſchen ihren Urin zur Beſichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut ſichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlaſſen und vor Freude tanzen. Er ſteigt endlich herab vom Wagen, der davon fährt, und vertheilt unter die Menge ſeine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigſten Tanzluſt ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verſchluckt, empfindet deſſen Zaubermacht, er ergreift Mephiſtophela und hopſt mit ihr ein Pas-de-deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeiſter und ſeine Gattin übt der Trank ſeine beinbewegende Wirkung, und beide humpeln den alten Groſsvatertanz.

Während aber das ſämmtliche Publikum im tollſten Wirbel ſich umher dreht, hat Fauſt ſich der Bürgermeiſterstochter genaht, und bezaubert

von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr seine Liebe, und mit wehmüthigen, fast schüchternen Geberden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Aeltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank niederlassen, wiederholt er seine Werbung; jene sind mit dem Antrag zufrieden, und auch die naive Schöne giebt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymenaen. Der Doktor hat endlich im bescheiden süßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmuthgeistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet sich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derselbe ist schon auf dem Wege zur Kirche, als Mephistophela plötzlich mit hohnlachenden Geberden vor den Bräutigam tritt und ihn seinen idyllischen Gefühlen entreißt; sie scheint ihm zu befehlen ihr unverzüglich von hinnen zu folgen.

Fauſt widerſetzt ſich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuſchauer ſind beſtürzt über dieſe Scene. Doch noch größerer Schrecken erfaßt ſie, als plötzlich auf Mephiſtophela's Beſchwörung, ein nächtliches Dunkel und das ſchrecklichſte Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angſtvoll und flüchten ſich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauſchen beginnen, ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden Höllenſpektakel auf der Scene kontraſtirt. Auch Fauſt hat ſich wie die andern in den Schooß der Kirche flüchten wollen, aber eine große ſchwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephiſtophela, mit boshaft triumphirender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einſt mit ſeinem Blute unterzeichnet hat; ſie zeigt ihm, daß die Zeit des Kontraktes verfloſſen ſei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Fauſt allerlei Einwendungen, vergebens legt er ſich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimaſſen der Verhöhnung. Es öffnet ſich der Boden und es treten

hervor die greuelhaften Höllenfürſten, die gekrönten und ſceptertragenden Ungethüme.' In jubelnder Ronde verſpotten ſie ebenfalls den armen Doktor, den Mephiſtophela, die endlich ſich in eine gräßliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umſchlingung erdroſſelt. Die ganze Gruppe verſinkt unter Flammengepraſſel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, chriſtlichen Gebeten auffordern.

Erläuterungen.

To

Lumley, Esqre.

Director

of the Theatre of Her Majesty

the queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreifliche Zagniß überfiel mich, als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballete einen Stoff gewählt, den bereits unser großer Wolfgang Goethe, und gar in seinem größten Meisterwerke, behandelt hat. Wäre es aber schon gefährlich genug bei gleichen Mitteln der Darstellung mit einem solchen Dichter zu wetteifern, wie viel hals-

brechender müßte das Unternehmen ſein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um ſeine Gedanken auszuſprechen, das ganze Arſenal der redenden Künſte zu ſeiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutſchen Sprachſchatzes, der ſo reich iſt an ausgeprägten Denkworten des Tiefſinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zauberſprüche, die im Leben längſt verhallt, gleichſam als Echo in den Reimen des Goethiſchen Gedichtes wiederklingen und des Leſers Phantaſie ſo wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen ſind die Mittel, womit ich Aermſter ausgerüſtet bin, um das, was ich denke und fühle, zur äußern Erſcheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein magres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen ſich gehaben und geberden ſollen und wie ich mir dabei die Muſik und die Dekorazionen ungefähr denke. Und dennoch habe ich es gewagt einen Doktor Fauſtus zu dichten in der Form eines Ballets, rivaliſirend mit dem großen Wolfgang

Goethe, der mir ſogar die Jugendfriſche des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung deſſelben ſein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen geſtellt ward, binnen welchen ich Ihnen mein Werk liefern mußte.

Die Grenzen meiner Darſtellungsmittel konnte ich leider nicht überſchreiten, aber innerhalb derſelben habe ich geleiſtet, was ein braver Mann zu leiſten vermag, und ich habe wenigſtens einem Verdienſte nachgeſtrebt, deſſen ſich Goethe keineswegs rühmen darf: in ſeinem Fauſtgedichte nämlich vermiſſen wir durchgängig das treue Feſthalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiſte, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein ſolcher blieb Goethe bis an ſein ſeliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat ſich in dieſer Beziehung einer Willkür ſchuldig gemacht, die auch äſthetiſch verdammenswerth war und die ſich zuletzt an dem

Dichter selbst gerächt hat. Ja, die Mängel seines Gedichts entsprangen aus dieser Versündigung, denn, indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutschen Volksbewußtsein lebte, konnte er das Werk nach dem neu ersonnenen ungläubigen Bauriß nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Theil des Faustes, welcher vierzig Jahre später erschien, als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In diesem zweiten Theile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er schickt ihn nicht zur Hölle, sondern läßt ihn triumphirend einziehen in's Himmelreich, unter dem Geleite tanzender Englein, katholischer Amoretten, und das schauerliche Teufelsbündniß, das unsern Vätern so viel haarsträubendes Entsetzen einflößte, endigt wie eine frivole Farce, — ich hätte fast gesagt wie ein Ballet.

Mein Ballet enthält das Wesentlichste der alten Sage vom Doktor Faustus, und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatischen Ganzen ver-

knüpfte, hielt ich mich auch in den Details ganz gewissenhaft an den vorhandenen Tradizionen, wie ich sie zunächst vorfand in den Volksbüchern, die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenspielen, die ich in meiner Kindheit tragiren sah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, sind keineswegs gleichlautend. Die meisten sind willkürlich zusammengestoppelt aus zwei ältern grossen Werken über Faust, die, nebst den sogenannten Höllenzwängen, als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten sind. Diese Bücher sind in solcher Beziehung zu wichtig, als daß ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müßte. Das älteste dieser Bücher über Faust ist 1587 zu Frankfurt erschienen bei Johann Spies, der es nicht blos gedruckt, sondern abgefaßt zu haben scheint, obgleich er in einer Zueignung an seine Gönner sagt, daß er das Manuscript von einem Freunde aus Speier erhalten. Dieses alte Frankfurter Faustbuch ist weit poetischer, weit tiefsinniger und weit symbolischer abgefaßt, als das an-

dere Fauſtbuch, welches Georg Rudolph Widman geſchrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu gröſserer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletiſchen Betrachtungen durchwäſſert und mit gravitätiſchen Gelehrſamkeiten geſpickt iſt. Das beſſere Buch ward dadurch verdrängt und verſank ſchier in Vergeſſenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteſte Verwarnung gegen Teufelsbündniſſe, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Fauſtſage, die ſogenannten Höllenzwänge, ſind Geiſterbeſchwörungsbücher, die zum Theil in lateiniſcher, zum Theil in deutſcher Sprache abgefaſt und dem Doktor Fauſt ſelbſt zugeſchrieben ſind. Sie ſind ſehr wunderlich von einander abweichend und kurſiren auch unter verſchiedenen Titeln. Der famoſeſte der Höllenzwänge iſt „der Meergeiſt" genannt; ſeinen Namen flüſterte man nur mit Zittern, und das Manuſcript lag in den Kloſterbibliotheken mit einer eiſernen Kette angeſchloſſen. Dieſes Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiskrezion im Jahr 1692 zu Amſterdam bei Holbek in dem Kohlſteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entſtanden ſind, benutzten auch mitunter ein eben ſo merkwürdiges Opus über Doktor Fauſt's zauberkundigen Famulus, der Chriſtoph Wagner geheißen und deſſen Abenteuer und Schwänke nicht ſelten ſeinem berühmten Lehrer zugeſchrieben werden. Der Verfaſſer, der ſein Werk 1594, angeblich nach einem ſpaniſchen Orginale, herausgab, nennt ſich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spaniſchen überſetzt, was ich aber bezweifle, ſo iſt hier eine Spur, woraus ſich die merkwürdige Uebereinſtimmung der Fauſtſage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Fauſt gegeben? Wie manchen andern Wunderthäter, hat man auch den Fauſt für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewiſſermaßen noch ſchlimmer: die Polen, die unglücklichen Polen, haben ihn als ihren Landsmann reklamirt, und ſie behaupten, er ſei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es iſt wahr, nach früheſten Nachrichten über Fauſt hat derſelbe

auf der Universität zu Krakau die Zauberkunst stu-
dirt, wo sie öffentlich gelehrt ward, als freie Wis-
senschaft, was sehr merkwürdig; es ist auch wahr,
daß die Polen damals große Hexenmeister gewe-
sen, was sie heut zu Tage nicht sind: aber unser
Doktor Johannes Faustus ist eine so grundehrliche,
wahrheitliche, tiefsinnig naive, nach dem Wesen
der Dinge lechzende, und selbst in der Sinnlich-
keit so gelehrte Natur, daß er nur eine Fabel oder
ein Deutscher sein konnte. Es ist aber an seiner
Existenz gar nicht zu zweifeln, die glaubwürdigsten
Personen geben davon Kunde, z. B. Johannes
Wierus, der das berühmte Buch über das Hexen-
wesen geschrieben, dann Philipp Melanchthon,
der Waffenbruder Luther's, sowie auch der Abt
Tritheim, ein großer Gelehrter, welcher ebenfalls
mit Geheimnissen sich abgab und daher, beiläufig
gesagt, vielleicht aus Handwerksneid den Faust
herabzuwürdigen und ihn als einen unwissenden
Marktschreier darzustellen suchte. Nach den eben
erwähnten Zeugnissen von Wierus und Melanch-
thon war Faust gebürtig aus Kundlingen, einem

kleinen Städtchen in Schwaben. Beiläufig muß ich hier bemerken, daß die oben erwähnten Hauptbücher über Fauſt von einander abweichen in der Angabe ſeines Geburtsorts. Nach der ältern Frankfurter Verſion iſt er als eines Bauern Sohn zu Rod bei Weimar geboren. In der Hamburger Verſion von Widmann heißt es hingegen: „Fauſtus iſt gebürtig geweſen aus der Grafſchaft Anhalt und haben ſeine Aeltern gewohnt in der Mark Soltwedel, die waren fromme Bauersleute.“

In einer Denkſchrift über den fürtrefflichen und ehrenveſten Bandwurmdoktor Calmonius, womit ich mich jetzt beſchäftige, finde ich Gelegenheit bis zur Evidenz zu beweiſen, daß der wahre hiſtoriſche Fauſt kein anderer iſt, als jener Sabellicus, den der Abt Tritheim als einen Marktſchreier und Erzſchelm ſchilderte, welcher Gott und die Welt beſeſelt habe. Der Umſtand, daß derſelbe auf einer Viſitenkarte, die er an Tritheim ſchickte, ſich Fauſtus junior nannte, verleitete viele Schriftſteller zu der irrigen Annahme, als habe es einen ältern Zauberer dieſes Namens gegeben. Das Bei-

wort „junior“ ſoll aber hier nur bedeuten, daß der Fauſt einen Vater oder älteren Bruder beſaß, der noch am Leben geweſen; was für uns von keiner Bedeutung iſt. Ganz anders wäre es z. B., wenn ich unſerm heutigen Calmonius das Epithet „junior“ beilegen wollte, indem ich dadurch auf einen ältern Calmonius hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein groſſer Prahlhans und Lügner geweſen ſein mochte; er rühmte ſich z. B. der vertrauten Freundſchaft Friedrich's des Groſſen, und erzählte oft, wie der König eines Morgens mit der ganzen Armee ſeinem Hauſe vorbeimarſchirt ſei, und vor ſeinem Fenſter ſtille haltend, zu ihm hinauf gerufen habe: „Adieu, Calmonius, ich gehe jetzt in den ſiebenjährigen Krieg und ich hoffe Ihn einſt geſund wieder zu ſehen!“

Viel verbreitet im Volke iſt der Irrthum, unſer Zauberer ſei auch derſelbe Fauſt, welcher die Buchdruckerkunſt erfunden. Dieſer Irrthum iſt bedeutungsvoll und tiefſinnig. Das Volk identificirte die Perſonen, weil es ahnte, daß die Denkweiſe,

die der Schwarzkünſtler repräſentirt, in der Erfindung des Buchdrucks das furchtbarſte Werkzeug der Verbreitung gefunden, und dadurch eine Solidarität zwiſchen beiden entſtanden. Jene Denkweiſe iſt aber das Denken ſelbſt in ſeinem Gegenſatze zum blinden Credo des Mittelalters, zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels und der Erde, einem Glauben an Entſchädigung dort oben für die Entſagungen hienieden, wie die Kirche ihn dem knieenden Köhler vorbetete. Fauſt fängt an zu denken, ſeine gottloſe Vernunft empört ſich gegen den heiligen Glauben ſeiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln tappen und dürftig lungern, er verlangt nach Wiſſenſchaft, nach weltlicher Macht, nach irdiſcher Luſt, er will wiſſen, können und genießen, — und, um die ſymboliſche Sprache des Mittelalters zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf ſeine himmliſche Seligkeit und huldigt dem Satan und deſſen irdiſchen Herrlichkeiten. Dieſe Revolte und ihre Doktrin ward nun eben durch die Buchdruckerkunſt ſo zauberhaft gewaltig gefördert, daß ſie im Laufe der

Zeit nicht blos hochgebildete Individuen, sondern sogar ganze Volksmassen ergriffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes Faustus deshalb einen so geheimnißvollen Reiz für unsre Zeitgenossen, weil sie hier so naiv faßlich den Kampf dargestellt sehen, den sie selber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Autorität und Vernunft, zwischen Glauben und Denken, zwischen demüthigem Entsagen und frecher Genußsucht — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht ebenfalls der Teufel holt wie den armen Doktor aus der Grafschaft Anhalt oder Kundlingen in Schwaben.

Ja, unser Schwarzkünstler wird in der Sage nicht selten mit dem ersten Buchdrucker identifizirt. Dies geschieht namentlich in den Puppenspielen, wo wir den Faust immer in Mainz finden, während die Volksbücher Wittenberg als sein Domizil bezeichnen. Es ist tief bedeutsam, daß hier der Wohnort des Faustes, Wittenberg, auch zugleich die Geburtsstätte und das Laboratorium des Protestantismus ist.

Die Puppenſpiele, deren ich abermals erwähne, ſind nie im Druck erſchienen und erſt jüngſt hat einer meiner Freunde nach den handſchriftlichen Texten ein ſolches Opus herausgegeben. Dieſer Freund iſt Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Univerſität zu Bonn die Schlegel'ſchen Collegien über deutſche Alterthumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausſtach und ſich ſolchermaßen in den Hülfswiſſenſchaften perfekzionirte, die ihm ſpäter zu ſtatten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenſpiels. Mit Geiſt und Takt reſtaurirte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komiſchen Perſon bezeugt, daß er auch über deutſche Hanswürſte, wahrſcheinlich ebenfalls im Collegium A. W. Schlegel's zu Bonn, die beſten Studien gemacht hat. Wie köſtlich iſt der Anfang des Stücks, wo Fauſt allein im Studierzimmer bei ſeinen Büchern ſitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab' ich's nun mit Gelehrſamkeit gebracht,
Daß ich aller Orten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchſtöbert von vorne bis hinten

Und kann doch den Stein der Weisen nicht finden.
Jurisprudenz, Medizin, Alles umsunst,
Kein Heil als in der nekromantischen Kunst.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
Aber um die Geister zu citiren,
Muß ich mich in der Magie informiren.

Die hierauf folgende Scene enthält hoch poetische und tief ergreifende Motive, die einer großen Tragödie würdig wären und auch wirklich größern dramatischen Dichtungen entlehnt sind. Diese Dichtungen sind zunächst der Faust von Marlow, ein geniales Meisterwerk, dem augenscheinlich die Puppenspiele nicht blos in Bezug auf den Inhalt, sondern auch in Betreff der Form nachgeahmt sind. Marlow's Faust mag auch andern englischen Dichtern seiner Zeit bei der Behandlung desselben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus solchen Stücken sind dann wieder in die Puppenspiele übergegangen. Solche englische Faustkomödien sind wahrscheinlich später in's Deutsche übersetzt und von den

ſogenannten engliſchen Komödianten geſpielt worden, die auch ſchon die beſten Shakespear'ſchen Werke auf deutſchen Brettern tragirten. Nur das Repertoire jener engliſchen Komödianten-Geſellſchaft iſt uns nothdürftig überliefert, die Stücke ſelbſt, die nie gedruckt wurden, ſind jedoch verſchollen und erhielten ſich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigſten Ranges. So erinnere ich mich ſelbſt, daß ich zweimal von ſolchen Kunſtvagabonden das Leben des Fauſt's ſpielen ſah und zwar nicht in der Bearbeitung neuerer Dichter, ſondern wahrſcheinlich nach Fragmenten alter, längſt verſchollener Schauſpiele. Das erſte dieſer Stücke ſah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem ſogenannten Hamburger Berge zwiſchen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die citirten Teufel erſchienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Fauſt's: „Seid ihr Männer oder Weiber?“ antworteten ſie: „Wir haben kein Geſchlecht.“ Fauſt fragt ferner, wie ſie eigentlich ausſähen unter ihrer grauen Hülle? und ſie erwiedern: „Wir haben keine Geſtalt, die uns

eigen wäre, wir entlehnen nach deinem Belieben jede Gestalt, worin du uns zu erblicken wünschest: wir werden immer aussehen wie deine Gedanken." Nach abgeschlossenem Vertrag, worin ihm Kenntniß und Genuß aller Dinge versprochen wird, erkundigt sich Faust zunächst nach der Beschaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er: daß es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß sein müsse; am leidlichsten sei das Clima wohl auf unserer lieben Erde. Die köstlichsten Frauen dieser lieben Erde gewinnt er durch den magischen Ring, der ihm die blühendste Jugendgestalt, Schönheit und Anmuth, auch die brillanteste Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchschlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältniß mit der Signora Lukrezia, der berühmtesten Courtisane von Venedig: er verläßt sie aber verrätherisch und schifft nach Athen, wo sich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heirathen will. Die verzweifelnde Lukrezia sucht Rath bei den Mächten der Unterwelt, um sich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, daß alle Herrlichkeit

des Fauſt mit dem Ringe ſchwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukrezia reiſt nun in Pilgertracht nach Athen und gelangt dort an den Hof, als eben Fauſt, hochzeitlich geſchmückt, der ſchönen Herzogstochter die Hand reichen will um ſie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachſüchtige Weib, reißt dem Bräutigam haſtig den Ring vom Finger und plötzlich verwandeln ſich die jugendlichen Geſichtszüge des Fauſt in ein runzlichtes Greiſenantlitz mit zahnloſem Munde; ſtatt der goldenen Lockenfülle umflattert nur noch ſpärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde, purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem gebückten, ſchlottrigen Leib, den jetzt nur noch ſchäbige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daß er ſich ſolcherweiſe verändert oder vielmehr, daß Körper und Kleider jetzt die wahre Zerſtörniß offenbaren, die ſie ſeit zwanzig Jahren erlitten, während hölliſches Blendwerk dieſelbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menſchen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgeſinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum

die Prinzeſſin ausruft: ſchafft mir den alten Bettler aus den Augen! da hält ihm die vermummte Lukrezia ſchadenfroh einen Spiegel vor, er ſieht darin mit Beſchämung ſeine wirkliche Geſtalt und wird von der frechen Dienerſchaft zur Thür hinausgetreten, wie ein räudiger Hund. —

Das andere Fauſt-Drama, deſſen ich oben erwähnt, ſah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannöverſchen Flecken. Auf freier Wieſe war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daß am hellen Tage geſpielt ward, wirkte die Beſchwörungs-Scene hinlänglich ſchauervoll. Der Dämon, welcher erſchien, nannte ſich nicht Mephiſtopheles, ſondern Aſtaroth, ein Name, welcher urſprünglich vielleicht identiſch iſt mit dem Namen der Aſtarte, obgleich letztere in den Geheimſchriften der Magiker für die Gattin des Aſtaroths gehalten wird. Dieſe Aſtarte wird in jenen Schriften dargeſtellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie ſie denn wirklich einſt in Phönizien als eine Mondgöttin verehrt und deshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nach-

baren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon, der Weiſe, hat ſie jedoch heimlich angebetet und Byron hat in ſeinem Fauſt, den er Manfred nannte, ſie gefeiert. In dem Puppenſpiele, das Simrock herausgegeben, heißt das Buch, wodurch Fauſt verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke, wovon ich reden wollte, bevorwortet Fauſt ſeine Beſchwörung mit der Klage, er ſei ſo arm, daß er immer zu Fuße laufen müſſe und nicht einmal von der Kuhmagd geküßt werde; er wolle ſich dem Teufel verſchreiben, um ein Pferd und eine ſchöne Prinzeſſin zu bekommen. Der beſchworene Teufel erſcheint zuerſt in der Geſtalt verſchiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochſen, eines Affen, doch Fauſt weiſt ihn zurück mit dem Bedeuten: du mußt bösartiger ausſehen, um mir Schrecken einzuflößen. Der Teufel erſcheint alsdann wie ein Löwe, brüllend, quaerens quem devorat — auch jetzt iſt er dem kecken Nekromanten nicht furchtbar genug, er muß ſich mit eingekniffenem Schweife in die Couliſſen zurückziehen und kehrt wieder als eine rieſige Schlange. Du biſt noch nicht entſetzlich

und grauenhaft genug, sagt Faust. Der Teufel muß nochmals beschämt von dannen trollen, und jetzt sehen wir ihn hervortreten in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Faust giebt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rothmantel antwortet: es ist nichts entsetzlicheres und grauenhafteres als der Mensch, in ihm grunzt und brüllt und meckert und zischt die Natur aller andern Thiere, er ist so unflätig wie ein Schwein, so brutal wie ein Ochse, so lächerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Compositum der ganzen Animalität.

Die sonderbare Uebereinstimmung dieser alten Komödiantentirade mit einer der Hauptlehren der neuern Naturphilosophie, wie sie besonders Oken entwickelt, frappirte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geschlossen, bringt Astaroth mehrere schöne Weiber in Vorschlag, die er dem Faust anpreist, z. B. die Judith. Ich will keine Kopfabschneiderin, antwortet jener. Willst du die Cleopatra? fragt alsdann der Geist. Auch diese nicht

erwiedert Fauſt, ſie iſt zu verſchwenderiſch, zu koſtſpielig und hat ſogar den reichen Antonius ruiniren können; ſie ſäuft Perlen. So rekommandire ich dir die ſchöne Helena von Sparta, ſpricht lächelnd der Geiſt und ſetzt ironiſch hinzu: mit dieſer Perſon kannſt du Griechiſch ſprechen. Der gelehrte Doktor iſt entzückt über dieſe Propoſizion und fordert jetzt, daß der Geiſt ihm körperliche Schönheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne; außerdem verlangt er ein Pferd, um gleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zuſage geht er ab mit dem Geiſte, und beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorſchein, und zwar auf zwei hohen Roſſen. Sie werfen ihre Mäntel von ſich, und Fauſt ſowohl als Aſtaroth ſehen wir jetzt im glänzendſten Flitterſtaate engliſcher Reiter die erſtaunlichſten Reitkunſtſtücke verrichten, angeſtaunt von den verſammelten Roßkämmen, die mit hannöveriſch rothen Geſichtern im Kreiſe umherſtanden und vor Entzücken auf ihre gelbledernen Hoſen ſchlugen daß es klatſchte, wie ich noch nie bei einer drama-

tiſchen Vorſtellung klatſchen hörte. Aſtaroth ritt aber wirklich allerliebſt und war ein ſchlankes, hübſches Mädchen mit den größten, ſchwarzen Augen der Hölle. Auch Fauſt war ein ſchmucker Burſche in ſeinem brillanten Reiterkoſtüme und er ritt beſſer als alle anderen deutſchen Doktoren, die ich jemals zu Pferde geſehen. Er jagte mit Aſtaroth um die Schaubühne herum, wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derſelben die ſchöne Helena erblickte.

Unendlich bedeutungsvoll iſt die Erſcheinung der ſchönen Helena in der Sage vom Doktor Fauſt. Sie charakteriſirt zunächſt die Epoche, in welcher dieſelbe entſtanden und giebt uns wohl den geheimſten Aufſchluß über die Sage ſelbſt. Jenes ewig blühende Ideal von Anmuth und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Fauſt ihre Aufwartung macht, iſt eben Griechenland und das Helenenthum ſelbſt, welches plötzlich im Herzen Deutſchlands emportaucht, wie beſchworen durch Zauberſprüche. Das magiſche Buch aber, welches

die ſtärkſten jener Zauberſprüche enthielt, hieß Homeros, und dieſes war der wahre, große Höllenzwang, welcher den Fauſt und ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen föderte und verführte. Fauſt, ſowohl der hiſtoriſche als der ſagenhafte, war einer jener Humaniſten, welche das Griechenthum, griechiſche Wiſſenſchaft und Kunſt, in Deutſchland mit Enthuſiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom, wo die vornehmſten Prälaten dem Cultus der alten Götter anhingen, und ſogar der Papſt, wie einſt ſein Reichsvorgänger Conſtantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidenthums mit der Würde eines Oberhauptes der chriſtlichen Kirche cumulirte. Es war die ſogenannte Zeit der Wiederauferſtehung oder beſſer geſagt der Wiedergeburt der antiken Weltanſchauung, wie ſie auch ganz richtig mit dem Namen Renaiſſance bezeichnet wird. In Italien konnte ſie leichter zur Blüthe und Herrſchaft gelangen, als in Deutſchland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelüberſetzung auch die Wiedergeburt des judäiſchen Geiſtes, die wir die evangeliſche Renaiſſance nennen möchten, ſo bilder-

ſtürmend fanatiſch entgegentrat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menſchheit, die ſich vor einem Jahrtauſend ſo feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben ausſprach, daß die Revolte der realiſtiſchen, ſenſualiſtiſchen Lebensluſt gegen die ſpiritualiſtiſch altkatholiſche Askeſe, die eigentliche Idee der Fauſtſage iſt: ſo will ich hier darauf hindeuten, wie jene ſenſualiſtiſche, realiſtiſche Lebensluſt ſelbſt im Gemüthe der Denker zunächſt dadurch entſtanden iſt, daß dieſelben plötzlich mit den Denkmalen griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft bekannt wurden, daß ſie den Homer laſen, ſo wie auch die Originalwerke von Plato und Ariſtoteles. In dieſe beiden hat Fauſt, wie die Tradizion ausdrücklich erzählt, ſich ſo ſehr vertieft, daß er ſich einſt vermaß: gingen jene Werke verloren, ſo würde er ſie aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen können, wie weiland Esra mit dem alten Teſtamente gethan.

Wie tief Fauſt in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage, daß er den Studenten, die bei ihm ein Collegium über dieſen Dichter hörten, die Helden des trojaniſchen Krieges in Perſon vorzuzaubern wußte. In derſelben Weiſe beſchwor er ein andermal, zur Unterhaltung ſeiner Gäſte, eben die ſchöne Helena, die er ſpäter für ſich ſelber vom Teufel begehrte und bis zu ſeinem unſeligen Ende beſaß, wie das ältere Fauſtbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht dieſe Geſchichten und der Verfaſſer äußert ſich mit den Worten:

„Ich mag dem chriſtlichen Leſer nicht fürenthalten, daß ich an dieſem Orte etliche Hiſtorien von D. Johanne Fauſto gefunden, welche ich aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen nicht habe hierher ſetzen wollen, als, daß ihn der Teufel noch fortan vom Eheſtand abgehalten, und in ſein hölliſches, abſcheuliches Hurennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Beiſchläferin zugeordnet hat, die ihm auch für's erſte ein erſchreckliches Monſtrum, und darnach einen Sohn mit Namen Juſtum geboren.“

Die zwei Stellen im älteren Fauſtbuch, welche ſich auf die ſchöne Helena beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unverſehens wieder in D. Fauſti Behauſung zum Nachteſſen, brachten ihr Eſſen und Trank mit ſich, welches angenehme Gäſte waren. Als nun der Wein einging, wurde am Tiſch von ſchönen Weibsbildern geredet, da einer unter ihnen anfing, daß er kein Weibsbild lieber ſehen wollte, als die ſchöne Helenam aus Graecia, derowegen die ſchöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, ſie müßte ſchön geweſen ſein, weil ſie ſo oft geraubt worden, und wodurch ſolche Empörung entſtanden wäre. Weil ihr denn ſo begierig ſeid, die ſchöne Geſtalt der Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Ledae, Caſtoris und Pollucis Schweſter (welche die ſchönſte in Graecia geweſen ſein ſoll) zu ſehen, will ich euch dieſelbe fürſtellen, damit ihr perſönlich ihren Geiſt in Form und Geſtalt, wie ſie im Leben geweſen, ſehen ſollt, dergleichen ich auch Kaiſer

Carolo Quinto auf ſein Begehren, mit Fürſtellung Kaiſer Alexandri Magni und ſeiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verbot D. Fauſtus, daß keiner nichts reden ſollte, noch vom Tiſche aufſtehen, oder ſie zu empfahen ſich anmaßen, und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, ſo wunderſchön, daß die Studenten nicht wußten, ob ſie bei ſich ſelbſt wären oder nicht, ſo verwirrt und inbrünſtig waren ſie. Dieſe Helena erſchien in einem köſtlichen ſchwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte ſie herabhangen, das ſo ſchön und herrlich als Goldfarbe ſchien, auch ſo lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinabging, mit ſchönen kohlſchwarzen Augen, ein lieblich Angeſicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirſchen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus ſchön gleiſend Angeſicht, eine länglichte aufgerichtete grade Perſon. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden, ſie ſahe ſich allenthalben in der Stube um, mit gar frechem und

hübiſchem Geſicht, daß die Studenten gegen ſie in Liebe entzündet wurden, weil ſie es aber für einen Geiſt achteten, verginge ihnen ſolche Brunſt leichtlich, und ging alſo Helena mit D. Fauſto wiederum zur Stube hinaus. Als die Studenten ſolches alles geſehen, baten ſie D. Faustum, er ſolle ihnen ſo viel zu Gefallen thun, und ſie morgen wiederum fürſtellen, ſo wollten ſie einen Maler mit ſich bringen, der ſollte ſie abconterfeyen, welches ihnen aber D. Fauſtus abſchlug und ſagte, daß er ihren Geiſt nicht alle Zeit erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Conterfey davon zukommen laſſen, welches ſie, die Studenten, abreißen laſſen möchten, was dann auch geſchah, und welches die Maler hernach weit hin und wieder ſchickten, denn es war eine ſehr herrliche Geſtalt eines Weibsbildes. Wer aber ſolches Gemälde dem Fauſto abgeriſſen, hat man nicht erfahren können. Die Studenten aber, als ſie zu Bett gekommen, haben wegen der Geſtalt und Form, ſo ſie ſichtbarlich geſehen, nicht ſchlafen können. Hieraus iſt dann zu ſehen, daß der Teufel oft die Menſchen in Liebe entzündet

und verblendet, daß man in's Hurenleben geräth, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen iſt.“

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Fauſtus ſeines Fleiſches Lüſten genugſam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Graecia, die er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Morgens ſeinen Geiſt anmahnt, er ſollte ihm die Helenam darſtellen, die ſeine Concubine ſein möchte, was auch geſchah, und dieſe Helena war ebenmäßiger Geſtalt, wie er ſie den Studenten erweckt hat, mit lieblichem und holdſeligem Anblicken. Als nun D. Fauſtus ſolches ſah, hat ſie ihm ſein Herz dermaßen gefangen, daß er mit ihr anfing zu buhlen, und ſie für ſein Schlafweib bei ſich behielt, die er ſo lieb gewann, daß er ſchier keinen Augenblick von ihr ſeyn konnte, wurde alſo im letzten Jahre ſchwangeres Leibs von ihm, gebar ihm einen Sohn, deſſen ſich Fauſtus heftig freute, und ihn Juſtum Fauſtum nannte. Dies Kind erzählet D. Fauſto viel zukünftige Dinge, die in

allen Ländern ſollten geſchehen. Als er aber hernach um ſein Leben kam, verſchwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind."

Da die meiſten Volksbücher über Fauſt aus dem Widman'ſchen Werke entſtanden, ſo geſchieht darin von der ſchönen Helena nur kärgliche Erwähnung und ihre Bedeutſamkeit konnte leicht überſehen werden. Auch Goethe überſah ſie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den erſten Theil des Fauſt ſchrieb, jene Volksbücher kannte und nicht blos in den Puppenſpielen ſchöpfte. Erſt vier Dezennien ſpäter, als er den zweiten Theil zum Fauſt dichtete, läßt er darin auch die Helena auftreten, und in der That, er behandelte ſie con amore. Es iſt das Beſte oder vielmehr das einzig Gute in beſagtem zweiten Theile, in dieſer allegoriſchen und labyrinthiſchen Wildniß, wo jedoch plötzlich, auf erhabenem Poſtamente, ein wunderbar vollendetes griechiſches Marmorbild ſich erhebt und uns mit den weißen Augen ſo heidengöttlich liebreizend anblickt, daß uns faſt wehmüthig zu Sinne wird. Es iſt die koſtbarſte Statue,

welche jemals das Goethe'ſche Atelier verlaſſen und man ſollte kaum glauben, daß eine Greiſenhand ſie gemeiſelt. Sie iſt aber auch viel mehr ein Werk des ruhig beſonnenen Bildens, als eine Geburt der begeiſterten Phantaſie, welche letztere bei Goethe nie mit beſonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebenſo wenig wie bei ſeinen Lehrmeiſtern und Wahlverwandten, ich möchte faſt ſagen bei ſeinen Landsleuten, den Griechen. Auch dieſe beſaßen mehr harmoniſchen Formenſinn als überſchwellende Schöpfungsfülle, mehr geſtaltende Begabniß als Einbildungskraft, ja, ich will die Ketzerei ausſprechen, mehr Kunſt als Poeſie.

Sie werden, theuerſter Freund, nach obigen Andeutungen leicht begreifen, warum ich der ſchönen Helena einen ganzen Akt in meinem Ballete gewidmet habe. Die Inſel, wohin ich ſie verſetzt, iſt übrigens nicht von meiner eigenen Erfindung. Die Griechen hatten ſie ſchon längſt entdeckt, und nach der Behauptung der alten Autoren, beſonders des Pauſanias und des Plinius, lag ſie im Pontus Eurinus, ungefähr bei der Mündung der Donau,

und ſie führte den Namen Achillea, wegen des Tempels des Achilles, der ſich darauf befand. Er ſelbſt, hieß es, der aus dem Grab erſtandene Pelide, wandle dort umher in Geſellſchaft der andern Berühmtheiten des Trojaniſchen Krieges, worunter auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldenthum und Schönheit müſſen zwar frühzeitig untergehen, zur Freude des Pöbels und der Mittelmäßigkeit, aber großmüthige Dichter entreißen ſie der Gruft und bringen ſie rettend nach irgend einer glückſeligen Inſel, wo weder Blumen noch Herzen welken.

Ich habe über den zweiten Theil des Goetheſchen Fauſtes etwas mürriſch abgeurtheilt, aber ich kann wirklich nicht Worte finden um meine ganze Bewunderung auszuſprechen über die Art und Weiſe, wie die ſchöne Helena darin behandelt iſt. Hier blieb Goethe auch dem Geiſte der Sage getreu, was leider, wie ich ſchon bemerkt, ſo ſelten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich nicht oft genug wiederholen kann. In dieſer Beziehung hat ſich am meiſten der Teufel über Goethe zu be-

klagen. Sein Mephiſtopheles hat nicht die mindeſte innere Verwandtſchaft mit dem wahren „Mephiſtopheles“, wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier beſtärkt ſich meine Vermuthung, daß Goethe letztere nicht kannte, als er den erſten Theil des Fauſtes ſchrieb. Er hätte ſonſt in keiner ſo ſäuiſch ſpaßhaften, ſo cyniſch ſkurilen Maske den Mephiſtopheles erſcheinen laſſen. Dieſer iſt kein gewöhnlicher Höllenlump, er iſt ein „ſubtiler Geiſt“, wie er ſich ſelbſt nennt, ſehr vornehm und nobel und hochgeſtellt in der unterweltlichen Hierarchie, im hölliſchen Gouvernemente, wo er einer jener Staatsmänner iſt, woraus man einen Reichskanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Geſtalt, die ſeiner Würde angemeſſen. Verwandelte ſich doch der Teufel immer am liebſten in ein ſchönes Frauenzimmer, und im älteren Fauſtbuche weiß auch Mephiſtopheles den armen Doktor in dieſer Geſtalt zu kirren, wenn den Aermſten manchmal fromme Skrupel überſchlichen. Das alte Fauſtbuch erzählt ganz naiv:

„Wenn der Fauſt allein war, und dem Wort

Gottes nachdenken wollte, ſchmücket ſich der Teuffel in Geſtalt einer ſchönen Frauwen für ihn, hälſet ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, alſo daß er des Göttlichen Worts bald vergaß, und in Wind ſchlug, und in ſeinem böſen Fürhaben fortfuhr."

Indem ich den Teufel und ſeine Geſellen als Tänzerinnen erſcheinen laſſe, bin ich der Tradizion treuer geblieben als Sie vermuthen. Daß es zur Zeit des Doktor Fauſt ſchon Corps-de-ballets von Teufeln gegeben hat, iſt keine Fikion Ihres Freundes, ſondern es iſt eine Thatſache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Chriſtoph Wagner, welcher Fauſt's Schüler war, beweiſen kann. In dem ſechzehnten Kapitel dieſes alten Buches leſen wir, daß der arge Sünder ein Gaſtgelag in Wien gab, wo die Teufel in Frauenzimmergeſtalt, mit Saitenſpielen die ſchönſte und lieblichſte Muſik machten und andre Teufel „allerlei ſeltſame und unzüchtige Tänze tanzten." Auch in Affengeſtalt tanzten ſie bei dieſer Gelegenheit und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten franzöſiſche Ballete, wie jetzt die Leute

in Welſchland, Frankreich und Deutſchland zu thun pflegen, ſprungen und hüpften ſehr wohl, daß ſich männiglich verwunderte.“ Der Teufel Auerhahn, der dem Wagner als dienender Geiſt angehörte, zeigte ſich gewöhnlich in der Geſtalt eines Affen. Er debütirt ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beſchwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch und da heißt es: „der ſprang auf und nieder, tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, ſchlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer hundert.“

Ich kann hier, liebſter Freund, der Verſuchung nicht widerſtehen, Ihnen zu erklären, was der Biograph des Nekromanten unter dem Namen „Gaillard-tanzen“ verſteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von Johann Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt iſt und Nachrichten über den Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, daß oberwähnter Tanz vom Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor ſagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gallairdiſchen Volta, einem welſchen Tanze, wo man einander an ſchamigen Orten faſſet und wie ein getriebener Topf herumhaspelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankreich iſt gebracht worden, mag man auch wohl ſagen, daß zu dem, daß ſolcher Wirbeltanz voller ſchändlicher unflätiger Geberden und unzüchtiger Bewegungen iſt, er auch das Unglück auf ſich trage, daß unzählig viel Morde und Mißgeburten daraus entſtehen. Welches wahrlich bei einer wohlbeſtellten Polizei iſt wahrzunehmen und auf's allerſchärfſte zu verbieten. Und dieweil die Stadt Genf fürnehmlich das Tanzen haſſet, ſo hat der Satan eine junge Tochter von Genf gelehret, alle die tanzend und ſpringend zu machen, die ſie mit einer eiſernen Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren. Auch hat ſie der Richter geſpottet, und geſagt, ſie werden ſie nicht mögen umbringen; hat deßhalb der Uebelthat nie keine Reue gehabt.“

Sie ſehen aus dieſer Citazion, liebſter Freund, erſtens, was die Gaillarde iſt, und zweitens, daß

der Teufel die Tanzkunſt aus dem Grunde fördert, um den Frommen ein Aergerniß zu geben. Daß er gar die fromme Stadt Genf, das calviniſtiſche Jeruſalem, mit ſeiner Zaubergerte zum Tanzen zwang, das war der Gipfel ſeiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie ſich alle dieſe kleinen Genfer Heiligen, alle dieſe gottesfürchtigen Uhrmacher, alle dieſe Auserwählten des Herrn, alle dieſe tugendhaften Erzieherinnen, dieſe ſteifen, eckigen Prediger- und Schulmeiſterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu tanzen beginnen! Die Geſchichte muß wahr ſein, denn ich erinnere mich ſie auch in der Doemonomania des Bodinus geleſen zu haben, und ich hätte nicht übel Luſt, ſie zu einem Ballete zu bearbeiten, betitelt: das tanzende Genf!

Der Teufel iſt ein groſſer Tanzkünſtler, wie Sie ſehen, und es darf wahrlich niemanden wundern, wenn er in der Geſtalt einer Tänzerin ſich einem verehrungswerthen Publico präſentirt. Eine minder natürliche, aber ſehr tiefſinnige Metamorphoſe iſt es, daß ſich, im älteren Fauſtbuche, der Mephiſtopheles in ein geflügeltes Roß verwandelt

und auf ſeinem Rücken den Fauſt nach allen Ländern und Orten brachte, wohin deſſen Sinn oder Sinnlichkeit begehrte. Der Geiſt hat hier nicht blos die Geſchwindigkeit des Gedankens, ſondern auch die Macht der Poeſie; er iſt hier ganz eigentlich der Pegaſus, der den Fauſt zu allen Herrlichkeiten und Genüſſen dieſer Erde hinträgt, in der kürzeſten Friſt. Er bringt ihn im Nu nach Conſtantinopel und zwar direkt in den Harem des Großtürken, wo Fauſt unter den erſtaunten Odaliſken, die ihn für den Gott Mahomet hielten, ſich göttlich ergötzt. Auch trägt er ihn nach Rom und hier direkt in den Vatikan, wo Fauſt, unſichtbar allen Augen, dem Papſte ſeine beſten Gerichte und Getränke vor der Naſe wegſtibitzt und ſich ſelber zu Gemüthe führt; manchmal lacht er laut auf, ſo daß der Papſt, der ſich im Zimmer allein glaubte, innerlich erſchrack. Eine Animoſität gegen Papſtthum und katholiſche Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Fauſtſage. In dieſer Beziehung iſt es auch charakteriſtiſch, daß Fauſt, nach den erſten Beſchwörungen, dem Mephiſtopheles aus-

drücklich befiehlt, ihm hinführo, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franziskaners zu erſcheinen. In dieſer Mönchstracht zeigen ihn uns die alten Volksbücher, (nicht die Puppenſpiele) zumal, wenn er mit Fauſt über Religionsthemata disputirt. Hier weht der Athem der Reformazionszeit.

Mephiſtopheles hat nicht blos keine wirkliche Geſtalt, ſondern er iſt auch unter keiner beſtimmten Geſtalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenſpiegel, dieſes perſonifizirte Gelächter in der derben Figur eines deutſchen Handwerksburſchen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, deſſen weiße Haare an der Spitze wie verjüngt wieder ſchwarz geworden. Mephiſtopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinirte Bildung wie andere Geiſter, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erſcheint, oder wie der Teufel Marbuel, der ſich ausdrücklich in der Geſtalt eines zehnjährigen Knaben präſentirt.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu laſſen, daß ich es ganz dem Belieben

Ihres Maſchiniſten überlaſſe, ob er den Fauſt nebſt ſeinen hölliſchen Geſellen auf zwei Pferden oder beide in einen groſsen Zaubermantel gehüllt, durch die Lüfte reiſen laſſen will. Der Zaubermantel iſt volksthümlicher.

Die Heren, die zum Sabbath fahren, müſſen wir jedoch reiten laſſen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräthe oder Unthier. Die deutſche Here bedient ſich gewöhnlich des Beſenſtiels, den ſie mit derſelben Zauberſalbe beſtreicht, womit ſie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr hölliſcher Galan etwa in Perſon ſie abzuholen, ſo ſitzt er vorne und ſie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die franzöſiſchen Heren ſagen: „Emen-Hetan, Emen-Hetan!“ während ſie ſich einſalben. „Oben hinaus und nirgends an!“ iſt der Spruch der deutſchen Beſenreuterinnen, wenn ſie zum Schornſtein hinausfliegen. Sie wiſſen es ſo einzurichten, daſs ſie ſich in den Lüften begegnen, und rottenweis zum Sabbath anlangen. Da die Heren, ebenſo wie die Feen, das chriſtliche Glockengeläute aus tiefſtem Herzen haſſen, ſo pflegen ſie auch wohl

auf ihrem Fluge, wenn ſie einem Kirchthurm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgend einen Sumpf hinabzuwerfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch dieſe Anklage kommt vor in den Hexenprozeſſen, und das franzöſiſche Sprüchwort ſagt mit Recht, daß man nur gleich die Flucht ergreifen ſolle, wenn man angeklagt ſei, eine Glocke vom Kirchthurm Notre-Dame geſtohlen zu haben.

Ueber den Schauplatz ihrer Verſammlung, den die Hexen ihren Convent, auch ihren Reichstag nennen, herrſchen im Volksglauben ſehr abweichende Anſichten. Doch nach übereinſtimmenden Ausſagen ſehr vieler Hexen, die auf der Folter gewiß die Wahrheit bekannt, ſowie auch nach den Autoritäten eines Remigius, eines Godelmanus, eines Wierus, eines Bodinus, und gar eines de Lancre, habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergkoppe entſchieden, wie ich ſolches im dritten Akte meines Balletes vorgezeichnet. In Deutſchland ſoll der Hexenconvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, welcher den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, ſtattgefunden haben oder noch ſtattfinden. Aber

es ſind nicht blos deutſche Nationalhexen, welche ſich dort verſammeln, ſondern auch viele ausländiſche, und nicht blos lebende, ſondern auch längſt verſtorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben und wie die Willis auch nach dem Tode von üppiger Tanzluſt gepeinigt werden. Deßhalb ſehen wir beim Sabbath eine Miſchung von Trachten aus allen Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erſcheinen meiſtens verlarvt, um ganz ungenirt zu ſein. Die Hexenmeiſter, die in großer Menge ſich hier einfinden, ſind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarſten, chriſtlichſten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber der Hexen fungiren, ſo ſind ſie von ſehr verſchiedenem Range, ſo daß eine alte Köchin oder Kuhmagd ſich mit einem ſehr untergeordneten armen Teufel begnügen muß, während vornehmere Patrizierfrauen und große Damen auch ſtandesgemäß ſich mit ſehr gebildeten und feingeſchwänzten Teufeln, mit den galanteſten Junkern der Hölle, erluſtigen können. Letztere tragen gewöhnlich die altſpaniſch burgundiſche Hoftracht, doch entweder

von ganz ſchwarzer oder gar zu ſchreiend heller Farbe, und auf ihrem Barette ſchwankt die unerläßliche blutrothe Hahnenfeder. So wohlgeſtaltet und ſchöngekleidet dieſe Cavaliere beim erſten Anblick erſcheinen, ſo iſt es doch auffallend, daß ihnen immer ein gewiſſes »finished« fehlt, und ſich bei näherer Betrachtung in ihrem ganzen Weſen eine Disharmonie verräth, welche Auge und Ohr beleidigt: ſie ſind entweder etwas zu mager oder etwas zu korpulent, ihr Geſicht iſt entweder zu blaß oder zu roth, die Naſe zu kurz oder ein bischen zu lang, und dabei kommen manchmal Finger wie Vogelkrallen, wo nicht gar ein Pferdefuß, zum Vorſchein. Nach Schwefel riechen ſie nicht, wie die Liebhaber der armen Volksweiber, die ſich, wie geſagt, mit allerlei ordinären Kobolden, mit Ofenheizern der Hölle, abgeben müſſen. Aber gemein iſt allen Teufeln eine fatale Infirmität, worüber die Hexen jedes Ranges in den gerichtlichen Verhandlungen Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umarmungen und Liebesergüſſe.

Lucifer, von Gottes Ungnaden König der

Finſterniß, präſidirt dem Hexenconvente in Geſtalt eines ſchwarzen Bocks mit einem ſchwarzen Menſchengeſichte und einem Lichte zwiſchen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Verſammlung ſteht Seine Majeſtät auf einem hohen Poſtamente, oder einem ſteinernen Tiſche, und ſieht ſehr ernſthaft und melancholiſch aus, wie einer, der ſich ſchmählich ennüyirt. Ihm, dem Oberherrn, huldigen alle verſammelten Hexen, Zauberer, Teufel und ſonſtige Vaſallen, indem ſie mit brennenden Kerzen in der Hand, paarweiſe vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig ſein Hintertheil küſſen. Auch dieſes Homagium ſcheint ihn wenig zu erheitern, und er bleibt melancholiſch und ernſthaft, während jubelnd die ganze vermiſchte Geſellſchaft um ihn herum tanzt. Dieſe Ronde iſt nun jener berühmte Hexentanz, deſſen charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß die Tänzer ihre Geſichter alle nach Außen kehren, ſo daß ſie ſich einander nur den Rücken zeigen und keiner des Andern Antlitz ſchaut. Dies iſt gewiß eine Vorſichtsmaßregel und geſchieht, damit die Herrn,

die ſpäter gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht ſo leicht die Gefährtinnen angeben können, mit welchen ſie den Sabbath begangen. Aus Furcht vor ſolcher Angeberei beſuchen vornehme Damen den Ball mit verlarviem Geſichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, viele entäußern ſich auch dieſes Gewandes. Manche verſchränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder ſie ſtrecken einen Arm weit aus; manche ſchwingen ihren Beſenſtiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbath! Sabbath!“ Es iſt ein böſes Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, ſo bedeutet dieſer Umſtand, daß ſie noch in demſelben Jahre den Scheiterhaufen beſteigen müſſe.

Die Muſikanten, welche zum Tanze aufſpielen, ſind entweder hölliſche Geiſter in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundirende Virtuoſen, die von der Landſtraße aufgegriffen worden. Am liebſten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenſpieler, welche blind ſind, damit ſie nicht vor Entſetzen im

Muſiziren geſtört werden, wenn ſie die Greuel der Sabbathfeier ſähen. Zu dieſen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den ſchwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grauſenhafteſten Myſterien. Sie wird gleichſam offiziell mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr finſterer Gatte, giebt ihr bei dieſer Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen nom d'amour, und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken ſeiner Zärtlichkeit. Beſagtes Merkmal iſt ſo verborgen, daß der Unterſuchungsrichter bei den Hexenprozeſſen oft ſeine liebe Noth hatte, daſſelbe aufzufinden und deshalb der Inquiſitin von der Hand des Büttels alle Haare vom Leibe abſchneiden ließ.

Der Fürſt der Hölle beſitzt aber unter den Hexen der Verſammlung noch eine Auserwählte, welche den Titel Oberſte Braut „Archi-sposa" führt und gleichſam ſeine Leibmätreſſe iſt. Ihr Ballkoſtüm iſt ſehr einfach, mehr als einfach, denn es beſteht aus einem einzigen goldenen Schuh, weshalb ſie auch die Domina mit dem güldenen

Schuh genannt wird. Sie iſt ein ſchönes, großes, beinahe koloſſales Weib, denn der Teufel iſt nicht blos ein Kenner ſchöner Formen, ein Artiſt, ſondern auch ein Liebhaber von Fleiſch und er denkt, je mehr Fleiſch, deſto größer die Sünde. Ja, in ſeinem Raffinement der Frevelhaftigkeit ſucht er die Sünde noch dadurch zu ſteigern, daß er nie eine unverheirathete Perſon, ſondern immer eine Vermählte zu ſeiner Oberbraut wählt, den Ehebruch cumulirend mit der einfachen Unzucht. Auch eine gute Tänzerin muß ſie ſein, und bei einer außerordentlichen Sabbathfeier ſah man wohl den erlauchten Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigen und höchſtſelbſt, mit ſeiner nackten Schönen, einen ſonderbaren Tanz aufführen, den ich nicht beſchreiben will, „aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen“, wie der alte Widman ſagen würde. Nur ſo viel darf ich andeuten, daß es ein alter Nationaltanz Sodomas iſt, deſſen Tradizionen, nachdem dieſe Stadt unterging, von den Töchtern Loth's gerettet wurden und ſich bis auf heutigen Tag erhalten haben, wie ich denn ſelber jenen Tanz ſehr

oft tanzen ſah zu Paris, rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Aſſomption. Erwägt man nun, daß es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete Moral giebt, die in der Uniform von Munizipalgardiſten die bacchantiſche Luſt zu hemmen weiß, ſo läßt ſich leicht errathen, welche Bocksſprünge bei oberwähntem Pas-de-deux zum Vorſchein kommen mochten.

Nach manchen Ausſagen pflegt auch der große Bock und ſeine Oberbraut dem Banquete zu präſidiren, welches nach dem Tanze gehalten wird. Das Tafelgeſchirr und die Speiſen bei jenem Gaſtmahl ſind von außerordentlicher Koſtbarkeit und Köſtlichkeit; doch wer etwas davon einſteckt, findet den andern Tag, daß der goldne Becher nur ein irdenes Töpfchen und der ſchöne Kuchen nur ein Miſtfladen war. Charakteriſtiſch bei dem Mahle iſt der gänzliche Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäſte ſingen, ſind eitel Gotteslöſterungen und ſie plärren ſie nach der Melodie frommer Cantilen. Die ehrwürdigſten Ceremonien der Religion werden dann durch ſchändliche Poſſenreißerei

nachgeäfft. So wird z. B. unſere heilige Taufe verhöhnt, indem man Kröten, Igel oder Ratten tauft, ganz nach dem Ritus der Kirche, und während dieſer ſcheußlichen Handlung geberden ſich Pathe und Pathin wie devote Chriſten und ſchneiden die ſcheinheiligſten Geſichter. Das Weihwaſſer, womit ſie jene Taufe verrichten, iſt eine ſehr frevelhafte Flüſſigkeit, nämlich der Urin des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; die von der romaniſchen Zunge ſprechen dabei die Worte: „In nomine patrica aragueaco petrica, agora, agora, valentia, jouando gouro gaits gouſtia“, welches ſo viel heißt wie: „Im Namen des Patrike, des Petrike, von Aragonien, zu dieſer Stunde, zu dieſer Stunde, Valencia, all' unſer Elend iſt vorbei!“ Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der hölliſche Bock zuletzt ſeine furchtbarſte Donnerſtimme und ruft: „Rächt Euch, rächt Euch, ſonſt müßt Ihr ſterben!“ Dieſes ſind die ſacramentalen Worte, womit er den Hexenconvent auf-

hebt, und um den erhabenſten Akt der Paſſion zu parodiren, will auch der Antichriſt ſich ſelbſt zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, ſondern zum Unheil der Menſchheit: der Bock verbrennt ſich endlich ſelbſt, er lodert auf mit großem Flammengeprasſel, und von ſeiner Aſche ſucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaſchen, um ſie zu ſpätern Maleſizien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus ſind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an ſehr zu frieren, und wie ſie gekommen, ſo fahren ſie von dannen, aber noch ſchneller, und manche Frau Hexe legt ſich wieder zu Bette zu ihrem ſchnarchenden Gemahle, der es nicht bemerkt hatte, daß nur ein Scheit Holz, welches die Geſtalt ſeiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abweſenheit an ſeiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben, denn ich habe, theurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geſchrieben, um die Notizen zuſammenzuſtellen, die Sie aufgezeichnet zu ſehen wünſchten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirektor gedacht, der mein Ballet auf die Bühne bringen

ſoll, als vielmehr an den Gentleman von hoher Bildung, den alles intereſſirt, was Kunſt und Gedanken iſt. Ja, mein Freund, Sie verſtehen den flüchtigſten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen iſt wieder befruchtend für dieſen. Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktiſche Geſchäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt ſein konnten, und noch mehr erſtaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulazionen Ihrer Berufsthätigkeit ſich ſo viel Liebe und Begeiſterung für Poeſie zu erhalten wußten!

Druck von H. Hotop in Cassel.

Heinrich Heine's letzte Tage.

Erinnerungen

von

Camilla Selden.

Aus dem Französischen.

Einzige autorisierte deutsche Ausgabe.

Jena,
Hermann Costenoble.
1884.

☞ Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Heinrich Heine's letzte Tage.

Heinrich Heine's

letzte Tage.

Erinnerungen

von

Camilla Selden.

Aus dem Französischen.

Einzige autorisierte deutsche Ausgabe.

[illegible]

Jena,

Hermann Costenoble.

1884.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Vorrede.

Seit Jahren hatte ich H. Heine als Schriftsteller und Dichter gekannt, als ich am Abende seines Lebens auch in persönliche Beziehungen zu ihm trat. Ich war in Wien gewesen, und einer von des Dichters dortigen Verehrern hatte mich gebeten, demselben einige Musikstücke zu übermitteln. Der Sicherheit wegen brachte ich die Blätter selbst nach Heines Wohnung. Nachdem ich mich hier meines Auftrags entledigt hatte und nun

gehen wollte, ertönte im Zimmer nebenan ein ziemlich ſchriller Klingelzug, und der Klang einer etwas herriſchen Stimme, die mich zum Bleiben einlud, ſchlug an mein Ohr. Eine Thüre öffnete ſich, und vor mir lag ein Zimmer, deſſen Dunkelheit mich beim Eintreten gegen einen mit Papier bekleideten Wandſchirm ſtoßen ließ. Auf einem ziemlich niedrigen Lager hinter demſelben ruhte ein kranker, halb blinder Mann, der bedeutend jünger ausſah, als er es in Wirklichkeit war, und deſſen Züge von einem eigentümlich feſſelnden Intereſſe waren: ich glaubte einen Chriſtuskopf vor mir zu ſehen, über deſſen Geſicht Mephiſtos Lächeln glitt. Der Kranke richtete ſich empor, und, mir die Hand reichend, drückte er ſeine Freude darüber aus, eine Perſönlichkeit bei ſich zu ſehen, die „da unten“ geweſen war. Bei dieſem „da unten“ entſchlüpfte ihm ein Seufzer, der wie der Wiederhall einer wohl bekannten, aber ſchon lange

nicht mehr gehörten Melodie erſtarb. Am Krankenbette, im Angeſichte des Todes wird ein Freundſchaftsband ſchnell geknüpft, und als ich aufbrach, gab mir Heine ein Buch und bat mich, wiederzukommen. Dieſe Einladung hielt ich damals für eine bloße Form der Höflichkeit und folgte ihr nicht, da ich auch den Kranken zu beunruhigen fürchtete. Nun wurde die Einladung ſchriftlich wiederholt, und der ſie begleitende Vorwurf erregte mich ebenſo, als er mir ſchmeichelhaft war.

Von dieſem Tage an hörten meine Beſuche erſt auf, als der Dichter an einem düſteren Februarmorgen nach ſeiner letzten Ruheſtätte getragen wurde. — —

Die vorſtehenden Zeilen mögen einer Arbeit als Vorrede dienen, die beſtrebt iſt, ein Bild von dem Lebensabende Heines zu zeichnen.

Als dieſer Abſchnitt vor fünfzehn Jahren in der „Revue nationale“ erſchien, dachte ich nicht daran, Schriftſtücke zu benutzen, die

heute das Hauptintereſſe des Werkes bilden. Seitdem jedoch haben Zeit und Umſtände meinen Sinn geändert und die Bedenken zurückgedrängt, die ich in jüngeren Jahren hegte. Heute halte ich mich nicht mehr für berechtigt, der Öffentlichkeit Briefe vorzuenthalten, die, wenn ſie auch an mich gerichtet ſind, doch immer dem Dichter angehören, deſſen Lebensgeſchichte ſie vervollſtändigen, deſſen Ruhmesglanz ſie erhöhen.

Camilla Selden, H. Heines letzte Liebe

1.

In einer Zeit, wo jeder Künſtler ſich ein, wenn auch nicht maleriſches, ſo doch wenigſtens hübſch und behaglich ausgeſtattetes Heim zu ſchaffen ſtrebte, mußte es mich ganz beſonders betroffen machen, Heine in Räumen zu finden, die auch nicht eine Spur von Eleganz, nicht den mindeſten Komfort zeigten, und deren Mobiliar einer längſt entſchwundenen Epoche angehörte. Es drängte ſich mir die Frage auf, was dieſem Dichterheime eine ſolche Färbung gegeben haben könne; etwa bloße Sorgloſigkeit, ein an Äußerlichkeiten achtlos vorübergehender Sinn?

oder ſollte vielleicht die bleierne Schwere erzwungener Sparſamkeit auf dem Haushalte laſten?

Als ich Heine zum erſten Male ſah, wohnte er nicht weit von den elyſäiſchen Feldern, im fünften Stockwerke eines in der Matignon-Allee gelegenen Hauſes. Die Wohnung enthielt drei oder vier Zimmer, von denen eins das Eßzimmer war und zwei dem Herrn und der Frau vom Hauſe als Wohnräume dienten. Die Ausſtattung des Krankenzimmers beſtand aus einem ziemlich niedrigen Bette hinter einem Wandſchirme, einigen Stühlen und einem Schreibtiſche aus Nußbaumholz, welcher der Thüre gegenüber ſtand. An der Wand hingen in Rahmen, die aus den erſten Regierungsjahren Louis Philipps ſtammten, zwei Kupferſtiche, „Die Schnitter“ und „Die Fiſcher“ nach Leopold Robert. Die Fenſter, welche nach der Straße zu lagen, führten auf einen kleinen Altan hinaus, der bei großer Hitze mit einem Zeltdache überſpannt wurde, wie dies in ähnlicher Weiſe bei kleinen Kaffeehäuſern zu geſchehen pflegt.

Bis dahin hatte keine Spur auf die wal-

tende Hand der Frau vom Hauſe gedeutet, welche ich im anderen Zimmer unter allerlei Trödel- und Flitterkram fand. Von einer ſehr günſtigen Beleuchtung hob ſich hier das Bild derſelben ab, ſie in einer Tracht darſtellend, welche am Schluß der dreißiger Jahre Mode geweſen war.

2.

Der Wirklichkeit entſprach das Bild, das meine Phantaſie ſich von Frau Heine geſchaffen hatte, keineswegs. Eine ſchöne, elegante, zierliche Geſtalt, mit bleichen, intereſſanten Zügen und großen, rätſelvollen Augen — ſo hatte ich ſie mir ausgemalt. Nun aber ſtand eine brünette, ziemlich ſtarke Dame vor mir, welche harmlos-vergnügt ausſah und ſich, nach ihrer friſchen, geſunden Geſichtsfarbe zu ſchließen, viel im Freien bewegte. Ein ſchmerzlich ergreifender Anblick war es, dieſes Bild des Lebens und der Geſundheit neben jener bleichen Leidens-

gestalt zu sehen, die der heranschleichende Tod schon vor seiner Ankunft in Fesseln geschlagen hatte. Doch dieser Kranke, den nur noch ein dünner, loser Faden ans Leben knüpfte, schaffte und wirkte immerfort für das tägliche Brot und die schönen Kleider seiner Frau. Was Biographen über das Verhältnis der beiden Gatten und den Mann zu faseln belieben, der zu verliebt war, um nicht verschwenderisch zu sein, kann keinen Augenzeugen täuschen. Zu einer Idylle machen zu wollen, was der Dichter selbst nie für eine solche auszugeben gedachte, hieße Poesie auf Kosten der Wahrheit schaffen; sollte diese aber, die das Andenken des Toten nur ehren kann, hier nicht besser am Platze sein?

3.

Ein Egoiſt iſt Heine keinem Menſchen gegenüber geweſen, ungeachtet aller gegenteiligen Behauptungen. Gefällt er ſich auch darin, den Mephiſto zur Schau zu tragen, und über Tugend und Liebe zu ſpotten, ſo darf man doch nicht an ihm irre werden. Man pflegt ſeine geiſtige Richtung als eine entartete zu bezeichnen, und unbegründet iſt ja auch nicht alles, was man gegen ihn vorgebracht hat. Findet man aber bei jenen Dichtern, über denen der Nimbus der Tugend ſchwebt, vielleicht nicht einmal Schiller ausgenommen, ſo zauberiſch ſchöne, von einer

ſolch zarten Innigkeit des Gefühls durchdrungene Verſe, wie dieſe: „Du biſt wie eine Blume —?“

Dies ſind Worte desjenigen, welcher ſeine alte, kränkliche Mutter durch Briefe heiterſten Inhaltes zu beruhigen wußte, während er ſich unter der Folterqual unerträglicher Schmerzen wand, der aber auch beißende Spottreden für die hatte, die ihn zu lieben behaupteten, ihn in Wirklichkeit jedoch nur ausbeuten wollten. So ſagte er zu mir, als ich einmal bald nach Neujahr einige Worte der Anerkennung über den Eifer ſeiner Krankenwärterin Katharina hatte fallen laſſen:

„Du vergißt, daß wir in der Zeit der Neujahrsgeſchenke leben, in der man ſich zu bedanken hat. So giebt's denn ſechs Tage hindurch — drei vor, drei nach dem 1. Januar — eine ſehr fürſorgliche Behandlung, die Rechnung ſtimmt. Die Dienſtboten ſind auch nicht jedes edleren Gefühles bar, wie Du ſiehſt.“

4.

Neben Katharina, der Krankenwärterin, die nie ohne das Kopftuch erſchien, das ſie zur „Dame Infortune“ gemacht hat, wirkte im Haushalte Pauline, auf deren Schultern die Pflichten einer Geſellſchafterin und Kammerzofe ruhten, die, mit einem Worte, Mädchen für Alles war. Die Vertrauten des Hauſes, der übrige Teil der Dienerſchaft kann ich nicht ſagen, beſtanden damals aus dem Sekretär Heines, einem Sachſen von guter Herkunft, der ſich bei den politiſchen Ereigniſſen des Jahres 1849 kompromittiert hatte, und einem alten, halb ge-

lähmten Israeliten, dem Doktor Löwe, der von den Wohlthaten des Dichters lebte und die kleine geheime Polizei zu leiten hatte, welche derselbe zu unterhalten für nötig fand. Auch die, welche sonst im Hause vorsprachen, hatten fast sämtlich an den Klippen der Politik und der Liebe Schiffbruch gelitten und gehörten jener Sphäre an, die Heine als fürstliche Halbwelt bezeichnete. Da war die Prinzessin Belgiojoso, die viel von ihrem kranken Magen sprach und behauptete, nur Speisen auf Eis und zwar bloß um Mitternacht genießen zu können. Eine andere Ruine, die Prinzessin W. aus Weimar, schleppte sich mit frommen Broschüren herum, deren Weihrauch Gott ruhig über sich ergehen ließ, und eine Engländerin wurde mir vom Dichter als das Original der Lady Mathilde aus den „Reisebildern" bezeichnet. Mit dem Departement der Liebesangelegenheiten war Frau Jaubert wohl vertraut, die, eine wahre Liliputergestalt, vom Scheitel bis zur Sohle schmuck und sauber gekleidet, mit einem kleinen Regenschirme in ihren Händchen, einen fast grotesk-komischen Anblick gewährte.

5.

Das Gepräge, welches auf Wohnung und Umgebung liegt, führt eine gar beredte Sprache, und ſo glaubte ich in dem gegenwärtigen Elende des Dichters einen Trümmerhaufen zu erblicken, der aus den Bruchſtücken einer krankhaften Vergangenheit beſtand. Aus jeder Phaſe ſeines Lebens ſchien etwas zurückgeblieben zu ſein, um zu einem Chaos durcheinander gewürfelt zu werden, in dem alle möglichen Strömungen ſich ſpiegelten.

Wohnt auch vielleicht in jedem Künſtler ein Etwas, das ſich gegen den äußeren Zwang

einer ſtreng geregelten Lebensordnung aufbäumt, ſo muß er doch, wenn er ein großer Künſtler ſein und bleiben will, die Herrſchaft über dieſen Trieb in Händen haben, um ihn ſtets in ſeine Schranken verweiſen zu können. Wie der Franzoſe über dergleichen Dinge denkt, hat Heine wohl kaum gewußt. Wenn auch die Hülle Voltaires ihn umkleidete, ſo ſteckte doch tief in ſeinem Blute das deutſche Element und kehrte auch ſeine naive Seite heraus, als er die Schöpfungen des ihm keineswegs ſympathiſchen Alfred de Müſſet mit vollem Ernſte für bare Münze nahm. Ein derartiger Standpunkt war jedoch ein ſchon überwundener, als ich in den Lebenskreis des Dichters trat.

Meine etwas kosmopolitiſche Erziehung und lange Reiſen hatten mich auf einen ſolchen Verkehr vorbereitet; dann aber wurzelte ja tief in meinem Herzen die vollſte Bewunderung für den Schöpfer des „Buches der Lieder," deſſen Gedichte mir meine Mutter in kleinen Prachtausgaben geſchenkt hatte, und die das Lebenselement meiner Jugend geweſen waren. Dank den herrlichen Bildern, die hier vor meinem geiſtigen Auge emporſtiegen, ſchien

ſich mir die ganze Natur in ein irdiſches Paradies zu verwandeln, und ich ſchreckte nicht vor der ungeſtümen Wildheit zurück, die ſich dazwiſchen Bahn brach. Gegen meinen Lieblingsdichter geſchleuderte Angriffe verknüpften dieſen nur noch feſter mit meinem innerſten Sein, und wenn ich frühzeitig eine Lanze für ihn einlegte, fühlte ich, daß ich gewiſſermaßen mich ſelbſt verteidigte und mich auf den Kampf gegen menſchliche Bosheit und Dummheit vorbereitete. Heine erkannte dieſe Berührungspunkte und freute ſich über die Selbſtändigkeit eines Geiſtes, der nicht auf dem Pfade der Allerweltsweisheit wandelte. Der Abſcheu vor dem Schlendrian, dem Häßlichen, Gemeinen, der Haß gegen alles Erkünſtelte, die Verachtung hochtrabender Wortklingeleien und eitler Gefühlsſchwärmerei, vor allem aber die ganze und volle, die begeiſterte Hingabe an den Kultus des Schönen — das wurde zum geiſtigen Bande zwiſchen uns. „Unſere Geiſter," ſagte Heine zu mir, „ſind nahe verwandt, und daher habe ich nichts vor Dir zu verbergen."

6.

Die Beziehungen zwiſchen dem Dichter und mir waren auf vollkommenes gegenſeitiges Vertrauen gegründet, wie dieſer Brief aus der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft es beweiſt.

3, Avenue Matignon, den 20. Juni 1855.

Sehr liebenswürdige und ehrenwerthe Perſon!

Ich bedauere ſehr, daß ich Sie letzthin nur wenige Augenblicke ſehen konnte. Sie haben einen äußerſt vortheilhaften Eindruck hinterlaſſen, und ich ſehne mich nach dem Vergnügen, Sie recht bald wieder zu ſehen. —

Wenn es Ihnen möglich iſt, kommen Sie ſchon morgen, in jedem Fall ſobald es Ihnen Ihre Zeit erlaubt. Sie kündigen ſich an, wie letzthin. Den ganzen Tag bin ich zu jeder Stunde bereit, Sie zu empfangen. Die liebſte Zeit wäre mir von 4 Uhr bis ſo ſpät Sie wollen. — Trotz meines Augenleidens ſchreibe ich eigenhändig, weil ich jetzt keinen vertrauten Sekretär beſitze. — Ich habe heftiges Ohrenſauſen und bin noch immer ſehr leidend. Ich weiß nicht, warum Ihre liebereiche Theilnahme mir ſo wohl thut, warum ich abergläubiſcher Menſch mir einbilden will, eine gute Fee beſuche mich in trüber Stunde. Sie war die rechte Stunde. — Oder ſind Sie eine böſe Fee?

Ich muß das bald wiſſen.

Ihr

Heinrich Heine.

Heine beugte ſich vor der gegenſeitigen Anziehungskraft gleichgearteter Geiſter. Dann aber hatte er es ja ſelbſt geſagt, daß ich zur richtigen Zeit, gerade in dem Augenblicke gekommen war, wo ich kommen ſollte, und ſo

manches Band läßt ſich doch nicht knüpfen, weil man dies im verfehlten Momente zu thun verſuchte. Jahre ſind ſeitdem vergangen, und der Verkehr hat mich mit neuen Menſchen in Berührung gebracht. Ziehen nun an meinem geiſtigen Auge jene gemeinſam verlebten Stunden nochmals vorüber, ſo erwacht in mir die Erinnerung an eine gegenſeitige, völlig aufrichtige Herzlichkeit und an ein geiſtiges Band, das auf beiden Seiten ſtets rein geblieben und nie durch einen ſtörenden Schatten irgend welcher Art getrübt worden iſt. Weil wir uns vom erſten Augenblicke an kannten, war jede Möglichkeit eines Mißverſtändniſſes von vornherein ausgeſchloſſen, und ohne Furcht vor falſchen Deutungen konnten wir uns zeigen, wie wir wirklich waren. Unſere gegenſeitigen Beziehungen erhielten dadurch einen ganz eigenartigen, unbeſchreiblichen Reiz, den ſelbſt Fernſtehende ſpürten, und dem ſie mit Hochachtung gegenüber ſtanden.

Heine hatte mich ſogleich geduzt, wodurch er in mir das Gefühl alter Vertraulichkeit weckte, und nach dem Petſchaft, deſſen ich

mich gewöhnlich bediente, gab er mir den Beinamen „Mouche.“ Als ich mich nun von ihm als Verwandte behandelt ſah, war ich auch meinerſeits beſtrebt, mich als ſolche zu zeigen. Die Abweſenheit des Sekretärs, des Herrn v. Zichlinsky, der krank wurde und keinen Stellvertreter erhielt, ſollte mir Veranlaſſung geben, deſſen Thätigkeit zeitweilig zu übernehmen. Heine machte gerne von den kleinen Talenten ſeiner Mouche Gebrauch, wie er ſich ausdrückte, und ließ mich die Briefe adreſſieren, die er an ſeine Mutter, die arme, alte Frau, ſchrieb, oder die Probebogen von der franzöſiſchen Ausgabe ſeiner „Reiſebilder“ durchſehen. Da ich mich litterariſch noch nie beſchäftigt hatte, wurde es mir keineswegs leicht, einen Text zu berichtigen, in dem es von Attentaten auf eine gute Ausdrucksweiſe förmlich wimmelte. Bisweilen benutzte auch Heine, weil ihm das Schreiben ſo entſetzlich ſchwer fiel, meine Kenntnis des Deutſchen, um mir Briefe zu diktieren, und hier glaube ich mich keiner Indiskretion ſchuldig zu machen, wenn ich eines Schreibens erwähne, das ſich wohl noch heute im Beſitze der Familie Roth-

ſchild befindet. Es iſt an dieſelbe beim Tode des Familienoberhauptes gerichtet und enthält in Form einer Beileidsbezeugung ein ebenſo großartiges, wie tief ergreifendes Bild jüdiſcher Trauer. Anknüpfend nun an dieſen Brief, den Heine mir diktierte, und welchen er als kalligraphiſch nicht ganz vorwurfsfrei bezeichnete, legt er ſich den Titel Schulmeiſter bei, welcher in den Briefen an mich mehrmals vorkommt.

„Heute wird keine Schule gehalten, denn der Schulmeiſter iſt noch nicht auf Deck, wie die alte Liſzt behauptet: daher will ich Dich heute entbehren. Laß es mir aber wiſſen, ob du morgen (Montag) kommen kannſt. Der Kopf thut mir entſetzlich weh, und es wäre ſchnöde Selbſtſucht, wenn ich Dich herlocken wollte, ohne mich mit Dir unterhalten zu können. Deine Antwort, meine liebe Mouche, erwartend, zeichne ich mich als über alle Begriffe vernarrt in Dich

H. H.“

Ganz beſonders konnte der Dichter über die wenig korrekte Form meiner großen Buch-

ſtaben böſe werden, und ich ſehe noch, wie der gefürchtete, unbarmherzige Spötter mit dem Finger ſeine gelähmte Wimper aufhob, um mich beſſer auf meine Sünden aufmerkſam zu machen und mir vorzuſchreiben.

Fehler dieſer Art hielt er jedoch immer noch für verzeihliche, wenn ihre ungeſchickten Eigentümer auch nicht ſeinem Zorne entſchlüpften. Einſt empfing er einen Geſchäftsbrief von einem Freunde aus Deutſchland, einem Einfaltspinſel, der ſich zum Gelehrten aufſpielen wollte und auf die dreimal unglückliche Idee verfallen war, ſein Schreiben mit Citaten aus Schiller zu ſpicken. Ein Geſchäftsbrief an Heine mit Schillerſchen Verſen geſchmückt! Über dieſen ſonderbaren Einfall konnte der alſo Beglückte gar nicht hinwegkommen, und in polterndem Zorne ſtieß er heftig und ruckweiſe die Worte heraus: „Ob dieſer Menſch denn wirklich glaubt, daß ich mich für Schiller intereſſiere?“ wobei ein Lächeln den Sinn des Geſagten vervollſtändigte, und er augenſcheinlich an dieſen Fonds unausrottbarer Einfalt dachte, der wie ein Erbfluch dem Philiſter eines jeden Landes und

einer jeden Stellung anhaftet. Was er jedoch als bloße Dummheit verurteilte, wollte mir wie der Ausfluß einer absichtlichen Bosheit vorkommen. Der geiſtvolle Dichter und ſcharfblickende Kritiker, der es ſeinen Landsleuten nicht verzieh, ihn ſo obenhin behandelt zu haben, vergaß, daß die Leute dem keine Tempel bauen, der ſie als Bürgerpack und Einfaltspinſel bezeichnet.

7.

Sollte ich Heines Mitarbeiterin werden? Er ſchien prüfen zu wollen, ob meine Kräfte einer großen Aufgabe gewachſen ſeien, ob meine Schwingen auch nicht erlahmen würden, wenn ſie dem Fluge ſeiner Gedanken folgen ſollten, und ſprach ausführlich über die franzöſiſche Überſetzung ſeiner Schöpfungen mit mir. „Der neue Frühling,“ der ſo meiſterhaft das Herz ſchildert, in dem es kalt und öde geworden war, und das nun durch neue Liebe zu neuer Frühlingswonne erwacht, ſollte in der „Revue des Deux Mondes“ veröffentlicht werden; um ihn jedoch

in jenem Leſerkreiſe heimiſch zu machen, mußte ein Franzöſiſch geſchaffen werden, das ebenſo den Geſetzen der Schönheit, wie den Regeln der Grammatik entſprach.

Meine franzöſiſche Überſetzung wollte nun Heine, ſagte er, mit der ſeiner anderen Überſetzer vergleichen, um ihre Arbeit nach der meinigen zu beurteilen. Unbegreifliche Sorgloſigkeit! So wenig Wert legte ich damals auf mein Schaffen, daß ich nie daran gedacht habe, mir von der Revue das Manuſcript geben zu laſſen, das meine erſte litterariſche Arbeit enthält. Meinem Freunde hatte ich einen Dienſt erwieſen, und das genügte mir.

8.

Interessante Bemerkungen knüpften sich an die gemeinsame Lektüre. Heine fand Gefallen an meiner deutschen Aussprache, die ihm einfach, natürlich, völlig dem Geiste der Sprache angemessen erschien, die er die schönste und klangvollste der Welt nannte. Das Französische war seiner Meinung nach mehr trocken als elegant, und besaß für die zarten, feinen Pulsschläge der Poesie keinen Ausdruck. Bekannt ist seine Abneigung gegen Viktor Hugo und Alfred de Musset. „Nichts als gereimte Prosa," rief er, als ich ihm eines Tages des Letzteren „Mardoche" vorgelesen

hatte. Dagegen war Alexander Dumas Vater ſein Mann, und er wurde nicht müde, deſſen Schwung, fröhlich pulſierendes Leben und wunderbare Geſtaltungskraft zu rühmen. Die „Drei Musketiere“ hat er mir mehr wie einmal als das Muſter einer Romangattung bezeichnet, die auffriſchend und angenehm feſſelnd unterhalten will, und in der Kunſt, dies zu können, pflegte er noch mit Vorliebe den heute vergeſſenen Karl Rabou und deſſen Roman „Der Arme von Montléry“ zu nennen. Von dem ſogenannten philoſophiſchen Romane hielt er nicht ſonderlich viel, und ohne Georg Sands großes Talent zu verkennen, ſtimmte er doch nicht in die Hymnen ein, die zu ihrem Lobe ertönten und ihren Geiſt und Stil als männlich rühmten. Für ihn hatte gerade ihre ganze Denk- und Schreibweiſe einen ausgeprägt weiblichen Charakter, und er behauptete, daß das philoſophiſche Element, welches der Urenkelin der Aurora von Königsmark als deutſches Erbteil im Blute ſtecken mochte, ihre Urteilskraft nicht von den Schlacken weiblicher Verſchrobenheit hatte reinigen können, und daß an ihrem überreichen Wortſchwalle, ihren hoch-

trabenden Reden, einförmigen Theſen, lebensunfähigen Geſtalten ſofort ihr Geſchlecht zu erkennen ſei. Er rügte an ihr dieſen Fehler der meiſten Schriftſtellerinnen, nämlich den Mangel an Objektivität, welcher ſie, wie manche ihrer Vorgängerinnen, dahin geführt hatte, ihre Principien durch ihre Schriften zu beweiſen, oder vielmehr ihre Principien in handelnde Perſonen zu verwandeln. Als er ſie einſt einen Blauſtrumpf genannt hatte, und ich dagegen proteſtieren wollte, rief er: „Nennen wir das Ding beim rechten Namen.“

Ein Dichter wie Heine wandelt ſeine eigene Straße; er, der in den einfachſten Ausdrücken die glänzendſten Bilder entwarf, konnte einem wortreichen Redeſtrom wohl keinen Geſchmack abgewinnen, und überdies war er ein zu klarer Kopf, um nicht Romane zu belächeln, die die Geſellſchaft zu reformieren gedachten. Seiner Meinung nach war es die Aufgabe eines jeden wahren Künſtlers, mochte derſelbe Romanſchriftſteller, Lyriker oder Dramatiker ſein, in treuer Wiedergabe der Natur die ſchönſte Poeſie zu ſuchen. Dies hielt er für das Höchſte, was überhaupt geleiſtet werden

konnte, und von denen, die ſich an die Löſung dieſes großen Rätſels gewagt hatten, ſtand ihm Shakſpeare, von dem er nur mit vollſter Begeiſterung ſprach, obenan. „Sieh," ſagte er, „wenn der liebe Gott auch den erſten Platz in der Schöpfung für ſich in Anſpruch nimmt, ſo kommt doch Shakſpeare gleich in zweiter Reihe."

9.

Anhaltendes Vorleſen ermüdet einen Kranken, und ſo mußte ich bisweilen innehalten. Dann lag wohl Heine mit halb geſchloſſenen Augen da, ſtreckte ſeinen Arm aus und bat mich, meine Hand in die ſeinige zu legen, die er nun ſo feſt umſchloß, als ob es in meiner Macht ſtände, ihn dem Tode zu entreißen. So wolle er ſich, ſagte er, wobei der Klang ſeiner Stimme eine eigentümliche Schärfe annahm, an das fliehende Leben klammern. Um dieſe düſtere Stimmung zu verſcheuchen, bat ich ihn dann, mir von ſeiner Vergangenheit, ſeinen

Studentenjahren zu erzählen, und die Schilderung, welche er von ſeinem Aufenthalte in Bonn entrollte, erinnerte an Göthes unſterbliche „Lehrjahre.“ Mit ſprudelnder Lebendigkeit, ſpöttiſch aufblitzender Begeiſterung ſuchte dieſer andere Wilhelm Meiſter ein Bild jener „Burſchenſchaften“ zu entwerfen, denen er ſelbſt angehört hatte, und nach deren Seitenſtücken man das Mittelalter oder Viktor Hugos „Notre-Dame de Paris“ durchſtöbern könnte. Der „Lehrjahre“ habe ich vorhin nicht gerade an geeignetſter Stelle Erwähnung gethan. Die Leute, die hier an mir vorüberſpazierten, füllten ihre Zeit aus durch Liebeleien, Trinkgelage, müßige Erörterungen, Spötteleien, mehr oder minder gelungener Art, über alles Beſtehende und auch wohl über das Nicht-Beſtehende, durch Zank, Streit, Raufereien, Duelle; mit einem Worte, alle nur erdenkbaren Narrheiten und tollen Streiche niſteten im Hirne eines ſolchen deutſchen Studenten, dem es natürlich an Vorwänden und Beſchönigungen nicht fehlte. Hatte er in der Nacht vollauf mit den Gelagen zu thun, ſo mußte er ſich doch am Tage von ſolchen An-

ſtrengungen würdig erholen. Viel Zeit zum Arbeiten war demnach nicht zu erübrigen, und was getrieben wurde, konnte kein helles Licht in die Köpfe bringen.

Zu der Zeit, von der Heine ſprach, war auch noch die Politik, von der wohl nur die Schenkwirte etwas hatten, vielen Studenten zu Kopfe geſtiegen. Patriotiſche Lieder ſingend, zogen ſie in großen Scharen nach einer von dieſen Ruinen, von denen man auf den alten Rhein herabſieht, und überließen ſich hier im Lande des Weines, im Schutze verfallener Schlöſſer ziemlich unſchuldigen Proteſten gegen die Tyrannei der Despoten. Nach Bewältigung der mitgenommenen Mundvorräte wurde gewöhnlich zu einem feierlichen Redeakte geſchritten, wobei ſich die Sprechenden jedoch häufig in den Schlingen ihres Satzbaues verſtrickten. Ein anſchlägiger Kopf wußte aber auch dafür Rat, wie der Tag zeigen ſollte, an dem man auf dem Drachenfels verſammelt war. Hier machte nämlich ein Kommilitone mit etwas ſchwerer Zunge den Vorſchlag, an Stelle der Rede ein Freudenfeuer treten zu laſſen, zu dem die nahe Burg-

ruine das Material hergeben ſollte, und mit donnerndem Beifalle ſtimmte man ihm begeiſtert zu. Nachdem man noch in aller Eile einige Sätze höchſter Weisheit, wie den Ausſpruch, daß die Einigkeit ſtark macht, zu Tage gefördert hatte, wurde der ſchnell aufgerichtete Holzſtoß in Brand geſteckt. Der Turm fing Feuer und flammte hell auf. Allein die Behörde, die Arm in Arm mit den Despoten geht, ſah nicht ein, was für einen Nutzen die Zerſtörung einer maleriſchen Ruine haben könne, und verbat ſich die Spielerei, ſo daß die Freudenfeuer ſchnell ein Ende nahmen. Heine erinnerte ſich ganz beſonders lebhaft einer Luftröhrenentzündung, die er ſich bei jener Gelegenheit geholt hatte, und die ſo heftig geweſen war, daß ſie ihm den Geſchmack an dergleichen Demonſtrationen für immer verdarb.

Eine andere Scene, von der Heine ebenfalls als Augenzeuge berichtete, kennzeichnet vielleicht noch beſſer das widerwärtige Weſen eines Menſchen, der ſein Leben in den Kneipen vertrödelt und mit ſeiner Dummheit prahlt, ſtatt es dahin zu bringen, daß er auf ſein

Wiſſen ſtolz ſein kann. Ein Student wollte ſich, dem Gebrauche deutſcher Univerſitäten gemäß, zu den Vorleſungen eines berühmten Rechtsgelehrten, des Herrn v. Savigny, einſchreiben laſſen und erſchien bei dieſem Profeſſor in einem Schlafrocke und mit ſchief aufgeſetzter Mütze, während aus einer zerriſſenen Taſche das Rohr einer langen Pfeife hervorguckte, und er einen unangenehmen Tabaksgeruch um ſich herum verbreitete. Mit albernem Lächeln wollte der Menſch hereintreten, als ein fragender Blick des Herrn v. Savigny ihn auf der Schwelle feſthielt.

„Haben Sie außer dieſem Schlafrocke keine anderen Kleider?“ fragte derſelbe ſtreng.

Der Flöz fuhr wütend auf und wollte durch ſeine kühne Haltung imponieren, indem er entgegnete, daß er unter ſeinen andern Kleidern auch noch einen ganz neuen Leibrock habe.

Eine bezeichnende Geberde des Herrn v. Savigny hemmte ſeinen Redefluß. „Nun gut,“ ſagte dieſer, „ſo kleiden Sie ſich an und kommen dann zu mir.“

10.

Der Arzt hatte mir einen Aufenthalt in Wildbad im Schwarzwalde verordnet, und ich mußte alſo meine Beſuche zeitweilig einſtellen. Dieſe Nachricht wirkte niederdrückend auf den Kranken. Ich ging nach — Deutſchland, und ach! er konnte nicht mit, denn ſeine Kraft war gebrochen und unwiederbringlich dahin, und kein Meſſias ſagte zu ihm: „Stehe auf und wandle!“

Er hatte ſich auf ſein Kiſſen zurückgelegt und ſchien zu träumen. Wo war er jetzt? Im Schwarzwalde, glaube ich; ein maleriſches Bild zieht an ſeinem Geiſte vorüber. Hoch

oben auf dem Berge liegt die ſchattige Säulenhalle dunkler Tannen, mit dem blauen Firmamente im Hintergrunde und wehenden Farnkräutern, welche bewegliche Schattenbilder zeichnen, am mooſigen Boden; am Bergesabhange breitet ſich unter dem weiten, freien Himmelszelte ein Dörfchen aus, ein idylliſches Landſchaftsgemälde von unvergänglicher Friſche: auf geſchwätzigen Waſſern tanzen lachende Lichtſtrahlen, und heiterer Sonnenſchein lagert auf der maleriſchen Schlucht und ihrem Blumenflor.

Heine ſchwieg, und ſo wagte ich auch nicht zu ſprechen, ſondern blickte auf die Stäubchen, die im Zimmer umherflogen.

Eine erſtickende Hitze drang durch das geöffnete Fenſter, und im Zimmer nebenan ließen ſich zankende Stimmen hören. Da entrang ſich ein ſchwerer Seufzer der Bruſt des Kranken, und Thränen drängten ſich in meine Augen; faſt ſchien es mir wie ein Unrecht, an meine Geſundheit zu denken, während der Tod vor ſeiner Thüre ſtand.

11.

Allerliebſte, ſüße Monche! Oder ſoll ich vielleicht von Deinem Petſchaft abſehen und Dich nach dem Parfüm Deines Briefes nennen? Dann müßte ich mein allerzierlichſtes Moſchuskätzchen zu Dir ſagen. Vorgeſtern habe ich Deine Sendung erhalten, die pattes de mouche gehen mir beſtändig im Kopfe, vielleicht auch im Herzen herum. Nimm meinen vollſten Dank für jeden Beweis Deiner Zuneigung. Die Überſetzung der Gedichte iſt vortrefflich, und ich beziehe mich auf das, was ich Dir vor Deiner Abreiſe über dieſen Gegenſtand ſagte. Auch freue ich mich

Dich bald wiederzuſehen, und einen Kuß auf Dein liebliches Schwabengeſicht zu drücken. Ach! dieſe Worte würden gewiß eine weniger platoniſche Bedeutung erhalten, wenn ich noch ein Menſch wäre! Leider bin ich aber nur noch ein Geiſt; Dir mag dies ſchon recht ſein, mir aber paßt es nur herzlich ſchlecht.

Die franzöſiſche Ausgabe meiner Gedichte iſt ſoeben erſchienen und macht Furore. Doch werden diejenigen meiner Gedichte, welche, wie der „Neue Frühling," noch nicht veröffentlicht wurden, erſt in zwei oder drei Monaten in einem der letzten Bände der franzöſiſchen Ausgabe erſcheinen. Es iſt, wie Du ſiehſt, keine Zeit verloren. Ja, ich freue mich, Dich wiederzuſehen, Du, meines Herzens liebliche Mouche! Du, allerreizendſtes Moſchuskätzchen, das zugleich ſanft wie ein Angorakätzchen iſt, welche Art ich am meiſten liebe! Lange bevorzugte ich die Tigerkatzen; doch dieſe ſind zu gefährlich, und die Küſſe, welche ſie bisweilen auf meinem Antlitze zurückließen, behagten mir durchaus nicht. Mir geht es immer ſehr ſchlecht; nichts als Widerwärtigkeiten, Anfälle raſendſter Schmerzen,

Wuth gegen meinen Zuſtand, der hoffnungslos iſt! Ein Todter, der nach den glühendſten Genüſſen des Lebens dürſtet! Das iſt entſetzlich! Lebe wohl! Mögen die Bäder Dich kräftigen und Dir gut thun. Die herzlichſten Grüße von Deinem Freunde

Heinrich Heine.

Paris, den 20. Juli 1855.

Meine liebe Freundin!

„Du biſt in Paris und zögerſt doch, zu mir zu kommen und mir die Hand zu drücken. Ich ſehne mich ganz gewaltig danach, das Moſchusparfüm Deiner Handſchuhe zu riechen, den Ton Deiner Stimme zu hören und einen Kuß auf Dein Schwabengeſicht zu drücken. — Sei nicht böſe: — ſo anmuthig Du auch biſt, ſo gemahnſt Du mich doch immer an ein ſchwäbiſches Vögelein!

Komme aber bald. Ganz der Deine,

H. Heiné.

(Er pflegte ſeinen Namen wohl mit einem Accent zu ſchreiben, wenn er ſich der franzöſiſchen Sprache bediente.)

12.

Das Erſcheinen der franzöſiſchen Ausgabe ſeiner Gedichte und Reiſebilder hatte die Stimmung des Dichters günſtig beeinflußt, und etwas davon ſpricht ſich auch in den vorſtehenden Briefen aus.

Von dem Standpunkte aus, den der wachſende Realismus mit ſeinen geſteigerten Anſprüchen geſchaffen hat, ließe ſich ja mancher Einwand gegen den Plan und die Anlage dieſer Reiſebilder erheben. Immerhin aber werden ſie, dieſe loſe durcheinander gewürfelten Bruchſtücke, die der Form nach einer Sammlung von Albumblättern gleichen, zu dem Beſten

gehören, was der Dichter geſchaffen hat. Hier, wie in einigen ſeiner ſchönſten Gedichte, entreißt er ſich, fühlt man, der Feſſel ſonſtiger Gewohnheit; er ſchreibt nur für ſich, ohne nach Beifall oder Tadel zu fragen, und losgelöſt von der Berührung mit menſchlicher Borniertheit und jenen engherzigen, pedantiſch ſteifen Leuten geht ſein Weh unter in dem unendlichen Genuß, die Luft der Höhen atmen zu können. Abwechſelnd entwirft der Dichter, der Maler, der große Künſtler Skizzen jener maleriſchen Gipfel, auf welche Göthe ſeine Walpurgisnacht verlegt und der lieblichen, friedlichen Landſchaft ſüdlicher Gegenden, und reine Freude, befreites Aufatmen, geſättigtes Wonnegefühl ſpricht aus dieſen Bildern voll Licht und Leben. Gewiß haben die meiſten Künſtler und Schriftſteller nicht mehr geſehen, will ich ſagen, wohl aber mehr Reiſen gemacht. Eine Fahrt nach London, ein Ausflug an die See, den Harz, eine angefangene italieniſche Reiſe, ein Badeaufenthalt in Bagnères — damit iſt Heines Reiſeleben beinahe erſchöpft. Wer aber von unſeren neueren Stiliſten verſteht es beſſer, mit einem Feder-

ſtriche Charakter und Farbenton einer Landſchaft zu treffen? Man denke nur einmal daran, was alles über Italien geſchrieben worden iſt! Leute, die dort in ſechs Wochen Material zu einem Buche ſammeln wollen, ſehen mit dem befangenen Blicke des Fremden, den es ärgert, auf alte Gewohnheiten verzichten zu müſſen. So werden der Gaſtwirt, der die Höhe der Rechnung nach dem Äußern ſeines Gaſtes bemißt, die kleine Italienerin, die ſich zeigt, wie ſie iſt, zu Typen der Verdorbenheit und Gemeinheit, der halb nackte, jugendliche Bettler, der ſorglos herumhüpft, der ſtattliche Prieſter in ſeinem mit Spitzen bedeckten Gewande zu Komödianten niedrigſter Sorte. Statt zu prüfen, vergleicht man, und ohne die Unterſchiede in der Natur, dem Klima, der Erziehung, dem Charakter in Rechnung zu bringen, zieht man über Sitten und Gebräuche her, deren Hauptfehler darin beſteht, daß ſie von den unſrigen abweichen. Schriftſteller, die, von kleinlicher, engherziger Neugierde beſeelt, auf Koſten desſelben Volkes, das ſie zu verachten behaupten, Geld gewinnen wollen, können keine all zu treuen Bilder

bringen, und meiſtens beſchränken ſie ſich denn auch auf Sammlungen, Altertümer und Schätze aller Art, woran Italien reich iſt, woraus aber noch immer keine Kenntnis von Land und Leuten ſich erſchließt. Man ſcheint zu vergeſſen, daß jedes Kunſtwerk tot iſt, in dem der Geiſt des Schöpfers nicht lebendig pulſiert. Ein ſolches Leben aber durchſtrömt die „Reiſebilder," was ſich gegen ihre Anlage auch vorbringen läßt. In dieſem Meiſterwerke finden wir ein bis jetzt unübertroffenes Bild jenes irdiſchen Paradieſes, als deſſen Eva man Göthes Mignon bezeichnen könnte. Während in dem großen deutſchen Klaſſiker das antike, klaſſiſche Italien lebt, greift der Sohn Israels mit ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie aus dem jungen, lachenden Italien der Gegenwart lebensvolle Geſtalten heraus. Ihm iſt das Vaterland Dantes nicht blos ein ungeheurer, großartiger Kirchhof, wo Cypreſſen den Marmor beſchatten, ſondern er erblickt einen Feengarten, ein Zaubereiland, wo das ewige Feſt der Jugend und Liebe ohne Aufhören gefeiert wird. Göthe meißelt in ſeinen „Römiſchen Elegieen" ein großartiges Reliefbild, Byron

und Lamartine ſtimmen auf ihrer Lyra ein Loblied an, Heine aber hat nichts als Proſa für das geliebte Land, weiß es jedoch in dieſer ſo herrlich zu ſchildern, daß man ſich unwillkürlich fragt, ob nicht das Original hinter dieſem Bilde zurückbleibt. Das von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldete Kloſter, deſſen Fresken von heiligen Wundern verkünden, und in deſſen Spitzbogen der enge Horizont der Berge ſich einrahmt; das friedliche Florenz unter dem azurblauen Himmel, auf das der Wanderer, an eine Fichte gelehnt, von der Höhe herabſchaut; die Säulenhalle des Palaſtes mit ihren Bildern und ſchönen, bleichen Frauen, deren Lachen am Abende hier ertönt; die heilige Madonna mit ihrer Strahlenkrone, die den Vorübergehenden an die Liebe einer Jungfrau gemahnt; einſame Gärten, in denen Marmorſtatuen zwiſchen dem Lorbeer und der Myrte die Erinnerung an die Götter Griechenlands wachrufen; die Nacht mit ihrem wolkenloſen Himmel und geſchäftigen Treiben; das goldſtrahlende Heiligtum und die in heißer Leidenſchaft aufflammenden Peter — es zieht auf einigen Blättern der

Reiſebilder an uns vorüber. Aber der Medaille fehlt nicht die Rückſeite, und neben dem Bilde ſteht auch die Karikatur. Der plumpe, jüdiſche Bankier, der den Gelehrten ſpielen will und die aufgehende Sonne mit Verſen an die untergehende begrüßt, die proteſtantiſche Engländerin, die ſich für geiſtreich hält, wenn ſie das beſpöttelt, woran das katholiſche Italien hängt, ſind ſehr gelungene und beißende Typen jener ſchlimmen Unvermeidlichen, die ſich zu Hauſe langweilen und leider Geld genug beſitzen, um ſich guten, einfachen Leuten aufzudrängen, auf die verächtlich herabzuſehen ſie ſich auf Grund ihrer Nationalität und ihrer Bibel für berechtigt halten.

13.

Ich bin aus Wildbad zurückgekehrt und ſitze wieder neben dem Bette des Kranken. Seine Kräfte nehmen merklich ab, und ſeine düſtere, dumpfe Stimmung ſpricht aus allen Zuſchriften, die ich nun, in Proſa oder in Verſen, von ihm erhalte. Ich laſſe einige derſelben folgen; beſitzen ſie auch keinen großen litterariſchen Wert, ſo legen ſie doch Zeugnis ab von den Körper- und Seelenqualen, die der Dichter zu erdulden hatte.

Liebes Herz!

In meinem Kopfe ſieht es ſo wirr aus, daß ich nicht mehr weiß, ob ich Dich gebeten

habe, heute (Donnerstag) oder erſt morgen (Freitag) zu kommen.

Heute ſteht es ſchlecht um mich, und der Sicherheit wegen wollen wir Deinen lieben Beſuch auf nächſten Sonnabend feſtſetzen. Dann aber werde ich auch beſtimmt auf Dich rechnen. — Komme bald! — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, um Dir das Manuſcript der Gedichte zu ſchicken, und bitte Dich, es durchzuſehen, und dann mitzubringen, damit wir es zuſammen leſen und Du mir Deine Meinung über etwa vorzunehmende Änderungen ſagen kannſt.

Süßes, liebes Geſchöpf! ich bin ſehr elend, leide aber ebenſo moraliſch, wie phyſiſch. Die deutſche Ehrlichkeit und Treue zeigen ſich mir gegenüber in J..... f..... Ich ſchließe die Lotosblume in meine Arme und bin ihr ergebener

Donnerstag. H. H.

Freitag, den 11. Jan. 1856.

Liebes Kind!

Ich habe einen Anfall von Migräne, der, fürchte ich, noch morgen andauern oder ſich

wohl gar verſchlimmern wird. Ich beeile mich, Dich davon zu benachrichtigen, damit Du weißt, daß morgen keine Schule iſt, und Du über Deinen Nachmittag nach Belieben verfügen kannſt. Dafür aber rechne ich übermorgen (Sonntag) auf Dich. Wenn Du nicht kommen kannſt, ſo laß es mir wiſſen, mein liebes, ſüßes Kind. Ich werde Dich nie ſchlagen, ſelbſt wenn Du eine ſolche Strafe durch übergroße Dummheit verdienen ſollteſt. Um die Ruthe handhaben zu können, müßte ich auch ſchon mehr Kraft beſitzen, als es jetzt der Fall iſt. Ich bin niedergeſchlagen, krank und traurig.

Ich küſſe die patte de mouche.

Dein Freund

H. H.

Ich denke unaufhörlich an meine Mouche, will ſie aber weder heute (Dienstag) noch morgen ſehen: — ich bin ſehr krank! — doch Donnerstag rechne ich auf die allerſüßeſte Mouche.

Ich kann nicht ſehen, was ich ſchreibe.

Dienstag. H. H.

Liebe Freundin!

Ich bin noch immer ſehr krank und will Dich heute nicht ſehen. Aber ich hoffe, Du wirſt morgen (Sonntag) kommen können. Schreibe mir ein Wort, wenn Du übermorgen nicht kommen kannſt.

Dein armer Freund
Nebukadnezar II.

Du mußt nämlich wiſſen, daß ich jetzt ſo unvernünftig wie der König von Babylon bin und nur gehackte Kräuter eſſe, die meine Köchin „Spinat" nennt.

Allerliebſtes reizendes Kätzchen!

Ich will Dich morgen (Mittwoch) nicht ſehen, und zwar weil ich eine Migräne im Anzuge fühle, wenn Du mir aber am Nachmittage des Freitags einige Augenblicke widmen könnteſt, würde mich dies dafür entſchädigen, Dich ſo lange nicht geſehen zu haben. Von Freitag ab ſollen mir alle Tage gleich recht ſein, um Dich zu empfangen, und je öfter Du kämſt, deſto glücklicher wäre ich. Meine liebe, kleine, allerreizendſte Mouche, komm, ſumme mit Deinen Füßchen um mich herum! Ich kenne

ein Lied von Mendelsſohn, deſſen Refrain lautet: „Komme bald!“ Dieſe Melodie geht mir beſtändig im Kopfe herum. „Komme bald!“

Ich küſſe die beiden lieben Füßchen, aber nicht zugleich, ſondern eins nach dem anderen.

Lebe wohl.

H. H.

Süßes Geſchöpf!

Mein Kopf thut mir heute entſetzlich weh, und ich fürchte, morgen folgt die Fortſetzung hiervon. Daher bitte ich Dich, morgen (Sonntag) nicht zu kommen, ſondern erſt Montag: es ſei denn, daß Du hier zu thun hätteſt, in welchem Falle Du auf eigene Gefahr kommen müßteſt. — Ich möchte Dich ſo gerne wiederſehen, letzte Blume meines traurigen Herbſtes, über alle Maßen geliebtes Weſen!

Ich bin immerfort mit närriſcher Zärtlichkeit

Dein ergebener

H. H.

Ich will ſogleich die niedlichen Briefumſchläge benutzen, um das liebe Händchen zu

küſſen, dieſes Händchen, das ihnen eine ſo zierliche Adreſſe gegeben hat. — Ich habe eine ſchlechte Nacht verbracht, huſten mußte ich, daß ich glaubte, es ginge zu Ende und ich kann nicht ſprechen. — Zugleich Dank für die vortreffliche Abſchrift des Briefes an Frau v. R.

Grüße, Liebkoſungen! ich lache vor Schmerz; ich knirſche mit den Zähnen, ich komme noch um meinen Verſtand.

H. H.

Liebſte Mouche!

Ich ſtecke noch immer in meinem Kopf weh, das wahrſcheinlich erſt morgen (Mittwoch) vorüber ſein wird, ſo daß ich meine geliebte Mouche vor übermorgen (Donnerstag) unmöglich werde ſehen können. Welcher Kummer! Ich bin ſo krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow. Nie war ein Dichter elender in der Fülle des Glücks, das ſeiner zu ſpotten ſcheint. — Ich küſſe — Dein ganzes niedliches Figürchen, aber nur in Gedanken. Gedanken, das iſt alles, was ich Dir bieten kann, armes Mädchen! — Auf Wiederſehen!

H. H.

Dienstag Mittag.

„Die Korrekturbogen brauche ich vor Donnerstag nicht."

Geliebte Mouche!

Ich habe mich durch eine sehr, sehr schlimme Nacht durchgestöhnt und verliere fast den Muth. Ich hoffe, Dich morgen um mich herum summen zu hören. Dabei bin ich sentimental wie ein Mops, der zum ersten Male liebt. Wenn ich doch alle diese Sentimentalitäten auf die Reize der Frau Koreff ausschütten könnte! Aber das Schicksal versagt mir sogar diesen Genuß. Doch Du verstehst nichts von dem, was ich da sage, Du bist ein Gänschen.

Dein
Gänserich I,
König der Vandalen.

Liebe, holde Freundin!

Dank für Deine so liebreichen Zeilen. Ich bin zufrieden, Dich gesund zu wissen; — aber ach! ich bin immer sehr krank — schwach und bekümmert; bisweilen bis zu Thränen erregt durch den geringsten Unfall, den kleinsten

ſchlimmen Streich, womit das Schickſal mich zu ſeinem Vergnügen bedenkt. — Jeder Kranke iſt ein Einfaltspinſel. — Ich laſſe mich nicht gern in einem ſo elenden Zuſtande ſehen; — aber was thut's! — meine Mouche muß ich doch ſummen hören. Komme bald! — ſo bald es der gnädigen Frau gefällig iſt, oder vielmehr ſo ſchnell als möglich, hörſt Du, mein ſüßes, mein geliebtes Geſichtchen! — — Ich ſchicke Dir ein Gedicht, daß ich da aufgekritzelt habe: nichts als Tollhäusler-Poeſie.

Der Narr an eine Närrin. H. H.

Paris, den 15. Auguſt.

Süßes Geſchöpf!

Geſtern noch ſchrieb ich dieſe Zeilen an Dich, ſchickte ſie aber nicht ab, denn ich war ſo elend! — Heute höre ich zu meinem großen Bedauern, daß Du hier geweſen biſt, und ich beeile mich, Dir zu ſchreiben, um dich um baldige, aber ſehr baldige Wiederholung Deines Beſuches zu bitten. Ich befinde mich bedeutend beſſer. Tauſend Dank für die Gedichte, obgleich ich ſie noch nicht geleſen habe. Aufs liebevollſte der Deine. H. H.

Mein ſüßes Kind!

Ich bin nicht mehr krank, wohl aber verdrießlich; denn ſeit 2 Tagen arbeitet man vor meinem Fenſter, um dort ein Zelt zu errichten, ohne das ich mich ganz gut behelfen könnte. Dein kleines Manuſcript leſe ich wieder und wieder mit großem Vergnügen; wir werden noch davon ſprechen. Komme alſo morgen, wenn es Dir möglich iſt. Ich dürſte danach, Dich wiederzuſehen, und denke unaufhörlich an Dich, liebliche Mouche.

Donnerstag früh. H. Heine.

Der Beſuch meiner kleinen Mouche hat mich geſtern erquickt; unaufhörlich denke ich an das vortrefflichſte, bezaubernſte, anmuthigſte Geſchöpf, das ich je geſehen! Nun aber ſoll ich Dich erſt übermorgen wiederſehen. Welch eine Ewigkeit! Unterdeſſen könnte ich ganz leicht hundert Mal ſterben. Denke ein wenig an mich, kleine Gans.

Dein unterthäniger

Dienstag. Hans.

Anmuthige Freundin!

Heute bin ich so krank, daß ich es morgen noch mehr zu sein fürchte. Daher muß ich Dich bitten, mir das Glück Deines Besuches für Sonnabend oder Sonntag zu schenken. Dein kleiner Schleier liegt sorgsam zusammengefaltet auf meinem Schreibtische.

Ich liebe Dich mit der Zärtlichkeit des Sterbenden, das heißt, mit der überhaupt denkbar größten Zärtlichkeit.

Dienstag. H. Heine.

Sonntag, den 30. Sept. 1855.

Liebes Herz!

Das Wetter ist schlimm, ich bin es ebenfalls und ich will meine Lotosblume keinem häßlichen, rauhen Nebel aussetzen. Ach Gott! wie gerne gäbe ich Dir doch einen dieser glanzvollen Tage, wie man sie an den Ufern des Ganges durchlebt, und wie sie den Lotosblumen zukommen! Komme bald! — aber noch einmal, nicht heute. Ich erwarte Dich Mittwoch, am Nachmittage. Ich hoffe, daß Dir dieser Tag recht sein wird.

Ich küsse u. s. w. H. Heine.

Geliebte!

Mir iſt elendiglich zu Muthe, und ich fürchte, noch zwei Tage ſo zu ſein. Ich ſchreibe Dir daher eilends, daß ich Dich erſt mitten in der Woche wiederſehen kann, um unſer Beiſammenſein durch keinen Kopfſchmerz zu ſtören.

Ergeben und treu

Sonntag früh. H. Heine.

Liebes Herz!

Ich bin ſehr leidend und im höchſten Grade verdrießlich. Mein rechtes Augenlid hat es dem anderen nachgemacht und kann ſich nun nicht mehr aufthun; es iſt mir kaum noch möglich zu ſchreiben. Aber ich liebe Dich ſehr und denke viel an Dich, mein Herzblatt. Die Novelle hat mich keineswegs gelangweilt und verſpricht viel für die Zukunft. Du biſt nicht ſo dumm, wie Du ausſiehſt; aber ſylphenhaft biſt Du über alle Beſchreibung, und daran habe ich meine Freude. Werde ich Dich morgen wiederſehen? Ich weiß es noch nicht; hält mein leidender Zuſtand an, ſo bekommſt Du Gegenbefehl.

Ich fühle mich von einer häßlichen, weiner-

lichen Stimmung beherrſcht. Mein Herz zuckt krampfhaft. Ich möchte todt oder ein ſolch geſunder Kerl ſein, der keine Arzneimittel braucht.

Elend, Dein Name iſt H. Heine.

Liebes Herz!

Bin ſehr elend; habe 24 Stunden hindurch entſetzlich gehuſtet; der Kopf iſt mir wie gerädert, wird es wahrſcheinlich auch noch morgen ſein. — Daher bitte ich die Theuerſte, ihren für Donnerstag feſtgeſetzten Beſuch auf Freitag zu verlegen. Mein Serinski (H. v. Zichlinsky, der Sekretär) läßt mir ſagen, daß er krank iſt und die ganze Woche hindurch nicht kommen kann. Welch ärgerlicher Querſtrich, welch eine fatale Situation! Ich werde den lieben Gott, der ſo grauſam an mir handelt, bei dem Thierſchutzverein verklagen. Ich rechne darauf, Dich Freitag zu ſehen; unterdeſſen küſſe ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dein unvernünftiger

H. Heine.

14.

Es ſteht ſchlimm um den Kranken, der ſich nur noch aufrecht erhält durch die Energie ſeines Willens und das fieberhafte Verlangen, die Abfaſſung ſeiner Memoiren zu vollenden, die gleichzeitig eine Rechtfertigung ſeines Handelns und eine Ergänzung ſeiner Werke in ſich ſchließen ſollen. Man weiß, daß ernſte Bedenken ſich der Veröffentlichung dieſes merkwürdigen Dokumentes widerſetzt haben, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob dies zu bedauern wäre. Ein Buch ſoll nicht beleidigen, ſondern belehren, und überdies verlieren nach Verlauf einer gewiſſen Zeit

perſönliche Angriffe und der damit aufgewirbelte Staub an Intereſſe.' Der größere Teil des Publikums intereſſiert ſich nicht für Perſonen, die von der Bildfläche verſchwunden ſind, findet ſomit an dem ganzen Streite nur eine kleinliche Seite heraus und fragt mit gutem Grunde, was denn eine Verteidigungsrede ſoll, wo doch Niemand mehr an eine Anklage denkt. Die Verwandten und Freunde des Dichters aber bedauern die Nutzloſigkeit einer Arbeit, die vielleicht mit dazu beigetragen hat, ein koſtbares Leben zu verkürzen. Unzählige Male habe ich Heine getroffen, wie er große, weiße Papierblätter vor ſich liegen hatte, und dieſe mit jenen markigen Schriftzügen bedeckte, deren Form allein ſchon die Kühnheit und Klarheit ſeiner Gedanken verriet. Mit fieberhafter Geſchwindigkeit flog die Bleifeder dahin und wurde zwiſchen den abgemagerten Fingern des Kranken gleichſam zu einer tötlichen Waffe, mit welcher einem ſcheinbar fleckenloſen Rufe zu Leibe gegangen werden ſollte. Eines Tages verſtummte plötzlich das Geräuſch der Feder, und es ertönte ein Lachen, aus dem geſättigte Rache ſprach. Ich

ſah Heine an. „Ich halte ſie,“ rief er, „weder tot noch lebendig können ſie mir jetzt entſchlüpfen. Wer es gewagt hat, ſich an mir zu vergreifen, kann ſich freuen, wenn er dieſe Zeilen lieſt! Heine ſtirbt nicht wie der erſte Beſte, und die Krallen des Tigers werden auch noch nach dem Tode des Tigers zerfleiſchen.“

15.

Doch nicht dieſe Krallen haben den Dichter überlebt, nicht ſein Haß, auch nicht die Erinnerung an ſeine Irrtümer oder Fehler; wohl aber iſt die unvergleichliche Schönheit ſeiner Sprache, die unwiderſtehliche Anmut der Bilder, die er heraufzauberte, unvergeſſen.

Faſſen wir die einzelnen Züge zu einem Geſamtbilde zuſammen, ſo blicken wir in ein Dichterleben voll ſeltſamer Widerſprüche in äußerer und innerer Geſtaltung. Der Geiſt, der von einem ätheriſchen Hauche durchdrungen, der tiefſten, ſeelenvollſten Empfindung fähig,

in deutſchem Weſen wurzelt, geht doch auch wieder im pariſer Elemente auf und zeigt ſich als der größte Spötter, voll boshaft derber Sinnlichkeit; der Stil, der bisweilen einfach wie der einer alten Volksballade iſt, ſcheint mitunter wiederum wie für den verwöhnteſten Gaumen des anſpruchsvollſten modernen Leſers berechnet zu ſein: der heidniſche Genius, der griechiſche Gottheiten von ſo vollendeter Schönheit meißelt, daß man die herrlichſten Marmorſtatuen vor ſich zu ſehen glaubt, ſtößt auf eine Phantaſie, welche Schmerzensjungfrauen ſchafft, wie ſie in den düſtern Rahmen alter chriſtlicher Klöſter hineingehören, und der Sinn, den es unabläſſig nach dem ſchönen Griechenland und dem freude- und glückſtrahlenden Leben eines Plato und Phidias zieht, kehrt immer von neuem zu den ſtrengen, frommen Geſtalten zurück, wie ſie Albrecht Dürer und Wilhelm von Köln auf ihren Kupferplatten verewigt haben. Nach den verſchiedenſten Kulturen werden Streifzüge unternommen, nach Spanien, Perſien, Italien, beſonders aber nach Indien mit ſeinen heiligen Flüſſen und blühenden Lotosblumen, denn

hier allein, unter der glühende Sonne, neben dem üppig wuchernden Leben, ſcheint des Dichters allgewaltige Phantaſie Nahrung finden zu können.

Steigt man nun aus dieſer Region des Geiſtes in die des wirklichen Lebens hinab, ſo ſtößt man auf nicht mindere Gegenſätze. Der Jude wird von einer freiſinnigen Mutter erzogen und beſucht, in einem proteſtantiſchen Lande geboren, eine Jeſuitenſchule.

Stolz, thatkräftig, nach Unabhängigkeit dürſtend, ſetzt ſeine jüdiſche Abſtammung ihn der Verachtung aus, während ſeine Armut ihn in Feſſeln ſchlägt und ihm nur ſchmale Biſſen zuwirft.

Der Lobredner Napoleons betet die Freiheit an; er, der im Herzen ein Deutſcher iſt, ſtirbt fern von ſeinem Vaterlande, und von den wildeſten Stürmen heftigſter Leidenſchaft durchtobt, ſieht ſich der Gelähmte zehn Jahre an ſein Bett gefeſſelt und muß mit der Hand die Wimper aufheben, um das Auge öffnen zu können.

Sein Leben iſt nur ein Zuſammenſtrömen heterogenſter Elemente, wie das Göthes

ſich in vollendet harmoniſchem Gleichgewichte bewegt, und ſein Werk gleicht einem Fläſchchen orientaliſcher Wohlgerüche, die für unſere Nerven zu ſtark und auserleſen ſind.

16.

Im Laufe unſerer Unterhaltung pflegte Heine ſich gern ſeiner Kindheit zu erinnern, und nie hörte ich ihn anders als mit dankbarer Liebe von den Seinigen ſprechen, für die er, der ſo viel verleumdete Mann, ein ſeltenes Zartgefühl und eine grenzenloſe Achtung an den Tag legte. Krank, halb blind, an der Schwelle des Todes ſtehend, war er darauf bedacht, ſeine Mutter nicht mit in ſein Elend hineinzuziehen, und ihr Name ſtand ihm zu hoch, als daß er ihn oft über ſeine Lippen hätte kommen laſſen. Sie hatte ihm ſeine erſte geiſtige Nahrung gegeben, und

aus ihrem Blute, ihrem Wesen hatte er Kraft und Originalität geschöpft.

Frau Betty Heine, geb. v. Geldern, war die Tochter eines sehr angesehenen jüdischen Arztes und hatte, wie manche Familien des XVIII. Jahrhunderts es mit ihren jungen Mädchen zu machen pflegten, eine streng wissenschaftliche Erziehung erhalten. Man konnte sie einen weiblichen Logiker nennen; auf die Genauigkeit des Ausdruckes legte sie einen sehr hohen Wert, und eine hochtrabende Redeweise schien ihr das sicherste Mittel zu sein, sich lächerlich und abstoßend zu machen; in die Sentimentalität ihrer Zeit war sie nie verfallen. Ihre Hinneigung zu Frankreich, das sich ihr durch Voltaire und Rousseau erschlossen hatte, war eine natürliche Folge ihrer geistigen Veranlagung und der bestehenden Verhältnisse. Was für ein Band sollte sie denn eigentlich an die preußische Regierung fesseln, welche das Judentum unterdrückt hatte? Ihr Volk aber und ihre Religion waren ihr Vaterland und fanden unter französischer Gleichheit einen besseren Schutz als unter deutschem Pedantentum. Als Napoleon I. Frankreich bis

an die Ufer des Rheines ausgedehnt hatte, und die Häuser zu Herbergen wurden, öffnete auch Frau Heine das ihrige den schönen, heiteren Soldatengestalten, die Land und Herz gleichzeitig erobern wollten, und empfing sie mit liebenswürdiger Gastfreundschaft. Als einzige Gegenleistung erbat sie sich von ihnen die Gunst, mit ihren Kindern französisch sprechen zu wollen, und man frage, ob die Herren sich bitten ließen. Ein ausgewanderter Abbé und ein fröhlicher Tambour, welcher in den ersten Kriegen unter dem Direktorium mitgekämpft hatte, unterrichteten den künftigen Dichter im Französischen und machten, nach den Fortschritten des Schülers zu urteilen, ihre Sache vortrefflich. Heine lernte nicht allein die fremde Sprache, sondern es ging auch das vollste Verständnis für ihren Geist in ihm auf, und er begriff, worauf sich nur wenige Deutsche verstehen, welch ein Unterschied zwischen dem plumpen und dem gefälligen Stile ist, wie das Langweilige langweilig, wie das Angenehme angenehm ist. Seine französischen Lehrer unterrichteten ihn auch in der Geschichte, erzielten aber hierbei fast gar keinen

Erfolg, beſonders nicht bei der römiſchen Geſchichte, die er beſtändig mit der franzöſiſchen verwechſelte, wobei jedoch die Sprache in Betracht zu ziehen iſt, in der er ſeine Aufgaben herſagen mußte. Dieſe vernachläſſigte er manches Mal, wie er ſelbſt behauptete, und ſpazierte dafür mit großem Behagen auf dem Olymp herum, wo er beſonders der Frau Venus und ihren Abenteuern eine äußerſt ſorgſame Beachtung widmete. „Ihren Katechismus," ſagte er, „kannte ich jedem Schüler des alten Rom zum Trotze." Dann warf er gelegentlich auch wohl einen bittenden, vielleicht ſpöttiſch bittenden Blick auf ein Bild in den Bogengängen des alten Jeſuitenkloſters, auf dem Chriſtus in den Händen ſeiner Peiniger dargeſtellt war, und welches faule Schüler mit einem ähnlichen Schickſale zu bedrohen ſchien.

17.

Dergleichen niedliche Geſchichtchen wurden leider immer ſeltener und ſeltener; ſelbſt in meiner Gegenwart verfiel der Dichter jenem düſteren Träumen, welches die Seele nach unbekannten, finſtern Räumen zu entführen ſcheint. Erwachte er dann aus einem ſolchen Halbſchlummer, ſo ſtieß er einen ſchweren, troſtloſen Seufzer aus, oder es war auch, als ob er ſich gewaltſam emporraffen wollte, und er lachte auf im Hinblicke auf irgend welche zotenhaften Geſchichten oder ſchlüpferigen Stellen aus dem alten Teſtamente, die er ſich ſelbſt zu erzählen ſchien. Unerwartet entfuhren ſeinen Lippen

dann auch wieder süße, zärtliche Worte voll schwunghafter Begeisterung, durch die der Dichter mich versöhnte, wie vorhin der raffinierte, skeptische Weltmann mich zurückgestoßen hatte. Als er eines Tages bemerkte, wie ich erschreckt war, ergriff er meinen Arm und drückte ihn krampfhaft. „Verzeih," sagte er, „aber es ist bald vorbei. Mit großen Schritten kommt der Tod näher und näher, und wenn ich ihn so dicht neben mir fühle, wie eben jetzt, so muß ich mich an das Leben klammern, und wäre es auch nur an einen versaulten Balken."

Er sprach mit leiser, hohler Stimme wie ein Toter, und seine fahlen Lippen erinnerten mich an einen dieser Vampire, die, nach der düsteren ungarischen Sage, um Mitternacht ihrem Grabe entsteigen, um aus dem Blute der Lebenden neue Kraft zu saugen.

18.

Einſt hatte ich die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtin geleſen und kam nun in begeiſterter Stimmung zum Dichter. Als deſſen ſpöttiſche Miene mich verwirrte, fragte ich ihn, ob er dieſes Buch nicht intereſſant finde. „Gewiß, reizend, bis zu dem Augenblicke, wo er ſich bekehrt," rief er mit dieſer klaren, vibrierenden Stimme, die ich nie vergeſſen werde, und deren Klang allein ſchon eine Spötterei in ſich ſchloß.

Doch ſpottete er nicht immer; in gewiſſen Augenblicken verſuchte er es, den dichten Schleier zu lüften, der die Zukunft verhüllte.

Ungläubig iſt beſonders der glückliche und geſunde Menſch.

Zu der Zeit, wo ſeine Leiden ſich verſchärften, erfaßte ihn oft eine Art von Begeiſterung, er ſtreckte die Arme empor und rief um Erbarmen. So kam es beſonders in dieſen entſetzlichen ſchlafloſen Nächten über ihn, wo das Trugbild entſchwundenen Genuſſes mit der Erinnerung an erduldetes Unrecht und empfangene Beleidigungen ſich miſchte, wo der Fieberwahn ihm abwechſelnd ſüße Bilder und drohende Geſtalten zeigte und ihm bald einen Aufſchrei, bald einen Seufzer entwand.

Oft ſah er ſich, wie ich ſchon vorhin ſagte, als Kind im elterlichen Hauſe, begann dann mit neuen Kräften ein neues Leben, und liebe Geſtalten lächelten ihm freundlich zu. Als er einſt aus einem ziemlich langen Halbſchlummer auffuhr, erzählte er mir, daß er von ſeinem Vater geträumt habe: „Er wurde friſiert und eine Wolke von Puder legte ſich um ihn. In meiner Freude, ihn zu ſehen, wollte ich auf ihn zuſtürzen. Aber ſeltſam, je mehr ich mich ihm näherte, je mehr ver-

wiſchte ſich alles und nahm eine andere Geſtalt an. Als ich nun die Hand meines Vaters küſſen wollte, packte mich ein Todesſchauer; die Finger waren trockene Reiſer und mein Vater ſelbſt ein blätterloſer, mit Reif bedeckter Baum —"

Sogar in ſeinen Träumen blieb Heine ein Dichter; die Gabe der Poeſie ſaß ſo tief in ſeinem Blute, daß auch die Gebilde ſeiner Fieberphantaſien zu einem Gemälde der Dichtkunſt wurden.

Eines Tages hatte er einen noch ſeltſameren Traum, welcher ihm den Stoff zu ſeinem letzten Gedichte: „Die Paſſionsblume" geben ſollte.

Er war tot, lag ſtarr und unbeweglich in einem prachtvollen Mauſoleum, das der Meißel in vollendet ſchöner Form aus dem koſtbarſten Marmor gebildet hatte, und deſſen wundervolle Reliefbilder abwechſelnd großartige und groteske Scenen, Heilige und lächerliche Perſonen darſtellten. Es war ein Denkmal, das die anderen an Pracht und Größe weit überragte. Am Fuße des Sarkophages erwuchs aus dem Boden eine Blume von dunkler

Farbe, mit einer einzigen Blüte zwiſchen den lanzenförmig geſchnittenen Blättern, in deren blaſſem Kelche man deutlich alle Marterwerkzeuge aus der Paſſionszeit erkannte. Plötzlich belebt ſich die Blume und nimmt menſchliche Züge an. Ein ſüßes, trauriges Antlitz beugt ſich liebevoll über den toten Mann, und dieſer erkennt ſogleich die wohlbekannten Züge. Was zaubert das Traumbild ihm hin? Es iſt das ferne Vaterland, aber nicht mehr in finſterem Zorne entflammt, nein, ſanft und milde lächelt es dem Dichter, dem Menſchen zu, durch deſſen Leben ſich die Liebe zu ihm in wechſelnden Geſtalten zieht, — auf Veronika folgen die roſige Bergmannstochter in der Einſamkeit des Harzes und die ſagenhafte Lorelei am Ufer des Rheins, die von der Höhe ſtolz auf den Untergang der Opfer hinabblickt, die ihre Zauberweiſen angelockt haben. Heute zeigte ſich ihm ein Blumenantlitz, eine traurige, eine Schmerzensblume allerdings, aber doch immer noch eine Blume, trotz ihrer Trauer- und Todeszeichen, und er vermochte ihr nicht zu widerſtehen.

19.

Als ich an einem Morgen, mitten im Dezember, zum Kranken kam, tönten mir aus dem Zimmer desſelben lebhafte Stimmen entgegen. Ich trat ein. Frau Heine war nicht da, aber auf dem Platze neben dem Bette, welchen ich gewöhnlich einnahm, ſaß eine blonde Dame, eine anmutige, elegante Erſcheinung, die mir freundlich die Hand reichte und hier wie zu Hauſe zu ſein ſchien. Gleichzeitig verbeugte ein noch junger Mann mit angenehmen Zügen ſich grüßend vor mir.

Heines ganze Vorſtellung beſtand darin,

daß er mir einen Kuß auf die Stirne drückte und ſagte: „Dies iſt meine Mouche.“

Ich ſtand der Frau Charlotte von Embden gegenüber, der geliebten Schweſter des Dichters, und einem ſeiner Brüder, dem Herrn Guſtav Heine, der damals Redakteur des „Wiener Tageblattes“ war. Beide hielten ſich für verpflichtet, Worte des Dankes an mich zu richten, die mich natürlich nicht wenig verlegen machten. Augenſcheinlich hatte mein armer Freund mich in ebenſo lebhaften, wie warmen Farben geſchildert, und ich atmete förmlich erleichtert auf, als Frau von Embden mich unter einem Vorwande in das anſtoßende Zimmer führte. Hier, Auge im Auge, ſprachen wir lange von dem, der uns Beiden teuer war, wobei nichts berührt wurde, was irgend einen Mißklang hätte erzeugen können. Bisweilen feuchtete derſelbe Gedanke unſere Wimpern, aber wir ſchwiegen; auch ohne es auszuſprechen, wußten wir, daß das Ende nahe war.

20.

Ahnte Heine dieſes nahe Ende? fühlte er, als ſeine Hand in der ſeiner Geſchwiſter lag, daß es ein Lebewohl für immer war? Wie dem auch ſei, er blieb in nervöſer Unruhe, wie im Vorgefühle neuer Sorgen zurück. Doch trotz dieſer Sorgen und Ahnungen, die um ſo drückender ſein mußten, da ſie auf einem Sterbenden laſteten, verließ ihn ſeine Liebenswürdigkeit nicht. Ich ſpreche hier nicht von dieſer wunderbaren Lebenskraft und Lebensfähigkeit, wovon er mitten in den unerträglichſten Leiden nichts einbüßte, ſondern nur von dieſem Sichſelbſt-Vergeſſen um Anderer willen.

Neujahr und alle dieſe Erinnerungstage, welche Kranke ſonſt wohl achtlos an ſich vorübergehen laſſen, erweckten in ihm nur den Wunſch, Andere durch liebenswürdige Aufmerkſamkeiten zu erfreuen. Mehr als 26 Jahre ſind ſeit ſeinem Tode dahingegangen; immer aber richten meine Blicke ſich mit gleicher Rührung auf das Käſtchen in roſaſeidener Umhüllung, das er mir, mit Süßigkeiten angefüllt, und von einem ſeiner liebenswürdigſten Briefe begleitet, am 1. Januar 1856, ſechs Wochen vor ſeinem Tode, ſchickte.

Liebes Kind!

Ich ſende Dir meine Glückwünſche zum neuen Jahr und gleichzeitig ein Käſtchen mit Chocolade, dieſe wenigſtens iſt von gutem Geſchmacke. Ich weiß wohl, daß Du nicht viel Freude daran haſt, wenn ich mich Dir gegenüber einer Konvenienzpflicht entledige: aber beſonders um unſerer Umgebung willen, um den Gedanken an einen Mangel gegenſeitiger Achtung nicht aufkommen zu laſſen, dürfen ſolche kleine Aufmerkſamkeiten nicht vernachläſſigt werden, die zur Gewohnheit geworden

ſind. Ich für meine Perſon liebe Dich ſo ſehr, daß ich es gar nicht nöthig hätte, Dir einen Beweis meiner Achtung zu geben. Du biſt meine ſüße Mouche, und meine Leiden erſcheinen mir minder fühlbar, wenn ich an Deine Anmuth und Deine geiſtigen Vorzüge denke. Dir ſolche Worte, „gemünzte Luft" zu ſchicken, das iſt leider alles, was ich für Dich thun kann. Meine beſten Wünſche zum neuen Jahre — ſpreche ich nicht aus: — Worte, Worte!

Morgen werde ich meine Mouche vielleicht ſehen können. Jedenfalls aber wird ſie übermorgen (Donnerstag) beſuchen ihren

Nebukadnezar II,
früher Atheiſt Sr. preuß. Majeſtät,
jetzt Lotosblumen-Anbeter.

21.

In ſeinen Gedichten, Novellen, maleriſch ſchönen Fragmenten iſt es die Geſchichte ſeines eigenen Ichs, die uns Heine unwillkürlich erzählt, die Geſchichte eines Geiſtes, den die Berührung mit menſchlicher Gemeinheit frühzeitig knickte. In ſeinen Werken ſteht der ganze Mann vor uns, und bis zum letzten Augenblicke blieb ihm dieſelbe feſſelloſe Phantaſie, derſelbe kühne Schwung des Gedankens und der Sprache, dieſelbe Elaſticität des Geiſtes, derſelbe Abſcheu vor leerer Sentimentalität, dieſelbe gelungene Miſchung von tiefer Zärtlichkeit und kaltem Spotte, wodurch

ihm der Stempel der Unmoralität aufgedrückt wurde, zunächſt von ſeinen Landsleuten, und dann von Allen, denen Erziehung und Charakter es unmöglich machen, das Feuer und die Widerſprüche einer Künſtlernatur zu begreifen.

Dem Beiſpiele groſſer Maler folgend, nimmt Heine ſich gerne ſelbſt zum Gegenſtande des Studiums, und für zahlreiche Skizzen ſchneidet er ſich ein phantaſtiſches Koſtüm zurecht, wie es dem Farbentone ſeiner derzeitigen Stimmung am beſten entſpricht. Leider ſchreitet er nur fragmentariſch weiter und miſcht die verſchiedenen Zeitabſchnitte durcheinander, ſo daß man das Kind nur flüchtig im vollendeten Manne, wie im Halbdunkel, mitten unter ſchwankenden Erſcheinungen erblickt. In wunderliche Träumereien verſunken, in denen ſchon die Spottluſt die Rührung überwuchert, zwiſchen roſigem Gewölk, wo blonde Engelsköpfe neben den Geſichtern böſer Dämonen erſcheinen, und beweglichen Landſchaftsbildern, wo bald ein Kloſtergarten neben den blauen Fluten eines griechiſchen Fluſſes, bald die Pflanzenwelt

Indiens neben gotiſchen Trümmern ſich erhebt, ſehen wir einen gedankenvollen oder zerſtreuten Schüler, einen ſchwärmeriſchen oder cyniſchen Studenten, deſſen Original im „Tambour Legrand," in den „Memoiren Schnabelewopskis," den „Florentiniſchen Nächten" und einigen der packendſten „Reiſebilder" erſcheint. Der künftige Heine faltet ſchon ſpöttiſch die Lippe, hat frühzeitige Furchen auf ſeiner Stirne und ein Durcheinander von ſeltſamen Geſtaltungen in ſeinem Innern. Mit Vorliebe bringt er ſchöne Geſtalten in widernatürlichen Gruppen: hier eine Sphinx, von einem blutenden, ohnmächtigen Jünglinge umſchlungen, dort einen Mann, der einen Leichnam in ſeine Arme drückt. Aber gleichviel ob ſchön oder ſchreckhaft, dieſe Geſtalten packen und feſſeln den Blick, und hinter ihnen gewahrt man eine noch ſeltſamere Erſcheinung, die des Dichters: ein bleiches Antlitz mit feurigem Auge, kaltem Lächeln, geſtempelt durch Schaffensdrang, Forſchungstrieb und eine unendliche Gedankenfülle. Hier wohnt ein Geiſt, dem Originalität und ein auflehnendes Element gleich angeboren ſind, welcher

von Anfang an der öffentlichen Meinung nicht achtete und an dem Joche des Geſetzes rüttelte, immerhin jedoch zu vornehm iſt, um in die philoſophiſchen Sophiſtereien, die zur Zeit Schillers einen jungen Menſchen aus guter Familie zum Anführer einer Räuberbande machten, oder in die poſitiviſtiſchen Spitzfindigkeiten und Hohlheiten neueren Datums zu verfallen. Dagegen zeitigt ſich ſchon frühe in ihm ein allgewaltiges Maß bitterer Verachtung und idealer Begehrlichkeit, ein inſtinktmäßiger Widerwille gegen jedes Bild voll derber Kraftfülle und ein unwillkürliches Aufſuchen fieberhaft erregter Empfindungen. Doch dem Künſtler bleibt dabei immer ſeine Kaltblütigkeit, nur Anderen jagt er einen Schauer durch die Glieder. „Gnädige Frau," ſagte er im Hinblicke auf eine ſeiner lebhafteſten Jugenderinnerungen, „Sie ahnen gar nicht, wie hübſch Veronika in ihrem kleinen Sarge ausſah. Rings herum ſtanden brennende Kerzen und warfen ihren hellen Schein auf ein blaſſes, lächelndes Geſichtchen und auf rotſeidene Bandſchleifen und Flittergold, womit man die kleine Leiche geſchmückt hatte. Die

Amme, die fromme Urſula, führte mich am Abende in dieſes ſtille Zimmer, und als ich den kleinen Sarg im hellen Kerzenſchimmer ſah, glaubte ich zuerſt ein ſchönes Wachsbild zu erblicken; bald aber erkannte ich die geliebten Züge und fragte lachend, warum denn die kleine Veronika ſo unbeweglich daliege. Und Urſula antwortete mir: „Das iſt der Tod.“

Seltſam! Das blühende Leben der Natur ſtößt ihn wie ein widerwärtiges, abgenutztes Bild zurück. „Ihr Geſicht,“ ſagte er von einem jungen Mädchen, „hatte dieſe Friſche, dieſes Roſeninkarnat, wodurch ich, der ich die Farbe des Marmors und des Todes vorziehe, peinigend berührt werde.“ Was ihn an ſeine geliebten ſterbenden oder toten Geſtalten feſſelt, iſt die ſtarre Unbeweglichkeit des, der Zeit und dem wirklichen Leben entrückten Weſens. Johanna, die ſo eifrig zur Madonna betet, und der am Abend die Lorelei, die ſchöne Rheinfee, erſcheint, Sophie, das bleiche Mädchen, welches dem Novalis liebend ſich zuneigt und ſtirbt, weil es zu viel von ihm lieſt, die rätſelhafte Heldin aus den „Florentiniſchen

Nächten," dieſe tote Maria, deren Schatten ſich immer wieder zeigt, — ſie gleichen ſich ſämtlich. Die Frauen, die Heine ſchafft, ſind für ein langes Leben viel zu ätheriſch, und ein ſtarker, kraftvoller Lebensſtrom hat ihre Adern nie durchfloſſen. „Wirklich geliebt," ſagte der Dichter einmal zu mir, „habe ich nur Tote oder Statuen."

Immer beugt er ſich nur vor der unerklärlichen Majeſtät des Todes, den erhabenen Gebilden aus Marmor, vor fremdartigen, unheilvollen Geſtalten ſeiner eigenen Phantaſie oder der Geſchichte, vor jenen ſeltſamen Weſen, in denen Hoheit und Gemeinheit ſich vereint, der Engel mit dem Vampir ſich paart.

22.

Der Februar kündete ſich ſchlecht an. Das Wetter war kalt, trübe, regneriſch, und der Katarrh, der mich ans Zimmer feſſelte, führte eine momentane Unterbrechung meiner Beſuche herbei.

Heine fand großes Gefallen an den niedlichen Märchen, die H. Laboulaye damals den Leſern des „Journal des Débats“ als Neujahrsgeſchenk darbot, und hatte mich um Beſchaffung der folgenden Nummer gebeten. Durch ein Verſehen zögerte es ſich mehrere Tage hin, bis dieſelbe in meine Hände gelangte, und ſo kam ich erſt nach Verlauf einer Woche

zu meinem Freunde zurück. Ich ahnte nicht, daß ich ihn zum letzten Male unter den Lebenden ſehen ſollte. Beim Eintritte fiel mir die fahle Bläſſe ſeiner Lippen auf, und ich fand ihn trübe, ſchwermütig, unter dem Einfluſſe jener Stimmung, wie ſie ein trauriger Wintertag erzeugt. — „Endlich biſt Du da!“ rief er mir entgegen.

Oft hatte er mich mit dieſen Worten empfangen; heute aber ſprach er ſie in einem weniger liebevollen, faſt ſtrengen Tone aus. Alſo auch er verkannte mich! Die Ungerechtigkeit des Vorwurfes ſchnitt mir tief ins Herz, und mit einem ſo kranken Manne konnte ich doch nicht davon ſprechen, daß ich mich gewaltſam aus meinem Bette hatte aufraffen müſſen, um hierher zu kommen. Dieſe Unmöglichkeit marterte mich, und ich brach in Thränen aus. Plötzlich, wie wenn er meinen Schmerz gefühlt hätte, obgleich er mein Geſicht nicht ſehen konnte, rief er mich zu ſich heran, und ich mußte mich auf den Rand ſeines Bettes ſetzen. Die Thränen, die über meine blaſſen Wangen rollten, ſchienen ihn tief zu erſchüttern.

„Nimm Deinen Hut ab, damit ich Dich beſſer ſehen kann," ſagte er.

Und mit einer liebkoſenden Geberde zog er an meinem Hutbande. Von einer ſchnellen, haſtigen Bewegung getrieben, ſtieß ich meinen Hut zurück und glitt an ſeinem Bette nieder. Erregte mich die bittere Erinnerung an erduldete Leiden oder das noch ſchlimmere Vorgefühl kommenden Unheils? Genug, mein Schluchzen ſuchte ich vergebens zurückzudrängen; ich war nicht mehr Herr meiner ſelbſt und glaubte dem Sturme erliegen zu müſſen, der in meinem Innern tobte. Kein Wort wurde gewechſelt, aber die Hand des Freundes, welche auf meinem Haupte lag, ſchien mich zu ſegnen.

Dies war unſer letztes Beiſammenſein.

23.

Ich hatte bereits die Schwelle des Zimmers überſchritten und ſtand ſchon an der Treppe, als der Klang der geliebten Stimme noch ein Mal, deutlich zwar, aber doch wie angſtvoll zitternd, mein Ohr berührte. „Auf morgen, hörſt Du? ſäume nicht.“

Und doch ſäumte ich.

24.

Das Vierteljahrhundert, welches ſeitdem dahingezogen iſt, hat meine Erinnerungen etwas verwiſcht, und ſo weiß ich nicht mehr ganz genau, warum ich an jenem folgenden Tage nicht zu meinem Freunde ging. Hatte ich das Fieber? war ich kränker? Es iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich. Wenn man jung und von zarter Geſundheit iſt, gehen ſolche Erſchütterungen nicht ſpurlos vorüber. Deſſen aber bin ich gewiß, ein energiſches Aufraffen, ein gewaltſames Zuſammennehmen hätte mir dieſen Beſuch ermöglicht und mir damit den ewigen Vorwurf erſpart, eine heilige

Pflicht vernachläſſigt zu haben. Meine Entſchuldigung dem Dichter gegenüber und meine Rechtfertigung vor mir ſelbſt beſteht darin, daß der Aufruhr, der mein Inneres durchwühlte, meine Kräfte buchſtäblich lähmte. Aus dem Schlafe auffahrend, hatte ich das ſeltſame Gefühl, als ob ich mich verdoppele, ein Gefühl, wie es Heine ſo ſchön in dem Gedichte an mich erklärt: „Dich feſſelt mein Gedankenbann.“ — Als ich dann wieder einſchlief, bemühte ich mich in namenloſer Angſt, dem Tode zu entfliehen, der mich verfolgte und mein junges Leben in jenen Schlund ſtürzen wollte, der ſich klaffend vor denen öffnet, welche morgen nur noch Staub und Aſche ſind.

25.

Am jenem 17. Februar, einem Sonntage, hatte ich beim Erwachen eine ſeltſame Viſion. Gegen 8 Uhr morgens vernahm ich in meinem Zimmer ein eigentümliches Geräuſch, eine Art von Hüpfen und Flattern, wie man es wohl an Sommerabenden zu hören bekommt, wenn Schmetterlinge zum offenen Fenſter hineinfliegen und nun gewaltſam einen Ausweg ſuchen. Ich öffnete die Augen, ſchloß ſie aber bald wieder; in den Strahlen der Morgenſonne hatte ich eine ſchwarze Geſtalt erblickt, die einem rieſengroßen Inſekte glich und ſich bemühte, ins Freie zu gelangen.

Ich enthalte mich jeden Kommentars über dieſe Viſion, die übrigens die einzige meines

Lebens geweſen iſt, und erwähne derſelben nur um ihrer Eigentümlichkeit willen. Die Erinnerung an ſie lebt am Todestage Heines immer wieder von neuem in mir auf.

Obgleich es kalt war, und ich mich noch nicht völlig wiederhergeſtellt fühlte, klopfte ich doch um 10 Uhr morgens bei meinem geliebten Dichter an. Als ich hörte, daß er nicht mehr ſei, ſtand ich einen Augenblick ſtarr, betäubt, wie völlig des Verſtändniſſes beraubt; dann verlangte ich, ihn zu ſehen.

Man führte mich in das ſtille Zimmer, wo der Leichnam, einer Statue auf einem Grabe gleich, in der majeſtätiſchen Ruhe des Todes dalag. Keine Spur menſchlicher Leiden und Leidenſchaften war auf dieſer kalten Hülle zurückgeblieben, die in ihrer wunderbaren Schönheit an die göttliche Geſtalt der Wallfahrt von Kevelaar gemahnte. Zur Morgenſtunde war der Tod, der große Tröſter, erlöſend an das Bett des Dichters getreten; aber er zeigte ſich auch gerecht gegen den, der ihn geliebt und beſungen hatte, und ſchuf ein bleiches Marmorantlitz, deſſen regelmäßige Züge an die reinſten Meiſterwerke griechiſcher Kunſt erinnerten.

26.

Als ich dieſe edle Geſtalt erblickte, die in ewigem Schlafe dalag, ſtand ich wie gebannt vor etwas Unfaßbarem, Unbegreiflichem, und Erſtarrung hielt die Thränen zurück, die ſich hervordrängen wollten. Doch als ich nun die kalte Hand erfaßte, welche meine Lippen nicht mehr zu erwärmen vermochten, da erwachte die furchtbare Wahrheit in mir, und ich begriff es, daß er tot war. Jetzt feſſelte mich nichts mehr an dieſen Raum, und wie von einem unwillkürlichen Impulſe getrieben, verließ ich das Zimmer. Dumpfe Betäubung verwirrte meine Sinne, und während

der folgenden Tage hatte ich nur ein klares Gefühl, das einer vollkommenen Öde, die erſt mit meinem Leben enden ſollte; es war etwas wie die Verzweiflung eines Schiffbrüchigen über mich gekommen, der dem Sturme nur entgeht, um in der Wüſte ſeinen Untergang zu finden.

Jetzt war es alſo vorbei, für immer vorbei. Nun ſollte ich keine ſüßen, zärtlichen Worte, kein Aufjauchzen mehr hören, oder, was mir noch tiefer ins Herz drang, kein heftiges, zorniges Auffahren, keine Vorwürfe, keine Scheltworte, wenn ich mich verſpätet hatte oder meinen Beſuch abkürzen mußte. Nun ſollte ich es auch nie mehr ſehen, wie ein Strahl der Freude bei meinem Eintritt die bleiche Geſtalt durchzuckte, die ans Lager gefeſſelt war und ſehnſüchtig und angſtvoll mein Kommen erwartet hatte. „Du weißt nicht, Du weißt nicht, was das Wort ‚warten‘ für den an ſeinen Felſen geſchmiedeten Prometheus bedeutet,“ entrang es ſich ihm dann wohl wie ein Aufſchrei marternder, qualvoller Angſt. Wo konnte ich je eine ſolche Liebe finden? Und das Schweigen des Todes antwortete

mir auf dieſe Frage. O! hätte ich doch von neuem dieſe Stürme heraufbeſchwören können, die noch ſoeben mein Inneres durchtobten und mein ganzes Sein in allen Fugen zu erſchüttern drohten! An alles hatte ich gedacht, nur nicht an dieſes plötzliche Schweigen, an alles, nur nicht an dieſe lautloſe Öde, und ſchon der bloße Gedanke hieran wog ſchwerer auf meinen Schultern, als das Blei ſeines Sarges jemals auf denen des Toten laſten konnte. Ich hatte vor ihm zu ſterben gewünſcht, und jetzt rächte er ſich im Grabe dafür.

Mit Genehmigung der Herren Hoffmann & Campe in Hamburg — der Verleger von Heines Werken — folgt nachſtehend das letzte Gedicht desſelben.

I.

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reſte alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaiſſance.

Nur hie und da, mit doriſch ernſtem Knauf,
Hebt aus dem Schutt ſich einzeln eine Säule,
Und ſchaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob ſie ſpotte ſeiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
Wo Menſch und Thier vermiſcht, Centaur und Sphinx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es ſteht ein offner Marmorſarkophag
Ganz unverſtümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unverſehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend ſanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie ſcheinen mühſam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten ſieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Geſtalten.

Hier ſieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit ſeinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva ſtehn dabei, ſind Beid'
Verſehn mit keuſchem Schurz von Feigenblättern.

Hier ſieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor ſah man;
Moſes und Aaron gleich daneben ſtand,
Auch Eſther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu ſehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proſerpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben ſtand der Eſel Balaam's,
— Der Eſel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort ſah man auch die Prüfung Abraham's
Und Loth, der mit den Töchtern ſich beſoffen.

Hier war zu ſchaun der Tanz Herodias',
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüſſel,
Die Hölle ſah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsſchlüſſel.

Abwechſelnd wieder ſah man hier ſkulpiert
Des geilen Jovis Brunſt und Freveltaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu ſehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeſchürzte Nymphen, Doggen,
Hier ſah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält ſein Arm den Rocken.

Daneben iſt der Sinai zu ſehn,
Am Berg ſteht Israel mit ſeinen Ochſen,
Man ſchaut den Herrn als Kind im Tempel ſtehn
Und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegenſätze ſind hier grell gepaart,
Des Griechen Luſtſinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide ſchlingt der Epheu ſeine Ranke.

Doch, wunderbar! derweilen ſolcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich ſelber ſei
Der todte Mann im ſchönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruheſtätt'
Stand eine Blume, räthſelhaft geſtaltet,
Die Blätter ſchwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt ſie die Blum' der Paſſion
Und ſagt, ſie ſei dem Schädelberg entſproſſen,
Als man gekreuzigt hat den Gottesſohn,
Und dort ſein welterlöſend Blut gefloſſen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe dieſe Blum',
Und alle Marterinſtrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge ſie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requiſiten der Paſſion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beiſpiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe ſtand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt ſie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, troſtlos ſchweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltſamlich,
Die Blum' der Paſſion, die ſchwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß ſich,
Und das iſt Sie — die Liebſte, ja Dieſelbe!

Du warſt die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küſſen mußt' ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen ſind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geſchloſſen war mein Aug', doch augenblickt
Hat meine Seel' beſtändig Dein Geſichte,
Du ſahſt mich an, beſeligt und verzückt
Und geiſterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir ſprachen nicht, jedoch mein Herz ver-
nahm,
Was Du verſchwiegen dachteſt im Gemüthe —
Das ausgeſprochne Wort iſt ohne Scham,
Das Schweigen iſt der Liebe keuſche Blüthe.

Lautloſes Zwiegeſpräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem ſtummen, zärtlichen Geplauder
So ſchnell die Zeit verſtreicht im ſchönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Luſt und Schauder.

Was wir geſprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Graſe
glimmert,
Die Welle frage, was ſie rauſcht im Bach,
Den Weſtwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er ſtrahlet, den Karfunkelſtein,
Frag, was ſie duften, Nachtviol' und Roſen —
Doch frage nie, wovon im Mondenſchein
Die Marterblume und ihr Todter koſen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner ſchlummerkühlen Marmortruhe
Den ſchönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungeſtörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesſtille, du,
Nur du kannſt uns die beſte Wolluſt geben,
Den Kampf der Leidenſchaft, Luſt ohne Ruh',
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es ſchwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich ſich ein Lärm erhoben;
Es war ein ſcheltend, ſtampfend wüſter Streit,
Ach, meine Blum' verſcheuchte dieſes Toben!

Ja, draußen ſich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —.
Es waren meines Grabmals Vorrieſſe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputiren dieſe Marmorſchemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Moſis Anathemen!

O, dieſer Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geſchieden ſein der Menſchheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, ſchimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieſer Kontroverſe, der langweil'gen,
Da war zumal der Eſel Balaam's,
Der überſchrie die Götter und die Heil'gen!

Mit dieſem J—a, J—a, dem Gewiehr,
Dem ſchluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung ſchier das dumme Thier,
Ich ſelbſt zuletzt ſchrie auf — und ich erwachte.

Auch die folgenden Gedichte werden mit Genehmigung der Herren Hoffmann & Campe hier wiedergegeben.

II.

ich feſſelt mein Gedankenbaum,
Und was ich dachte, was ich ſann,
Das mußt Du denken, mußt Du ſinnen —
Du kannſt nicht meinem Geiſt entrinnen.

Stets weht Dich an ſein wilder Hauch,
Und wo Du biſt, da iſt er auch;
Du biſt ſogar im Bett nicht ſicher
Vor ſeinem Kuſſe und Gekicher!

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geiſt, der iſt lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In Deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn das traute Neſtchen ihm.
Du wirſt nicht los das Ungethüm,
Und flöhſt Du bis China, Japan —
Du wirſt nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin Du reiſt,
Sitzt ja im Herzen Dir mein Geiſt,
Und denken muſt Du, was ich ſann —
Dich feſſelt mein Gedankenbann!

III.

Laß mich mit glühenden Zangen kneipen,
Laß grauſam ſchinden mein Geſicht,
Laß mich mit Ruthen peitſchen, päupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

Laß mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch laß mich nicht vergebens warten,
Denn warten iſt die ſchlimmſte Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechſe
Hab geſtern ich umſonſt geharrt —
Umſonſt; Du kamſt nicht, kleine Hexe,
So daß ich faſt wahnſinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamſt Du nicht — ich ſank zurück!

Du kameſt nicht — ich raſe, ſchnaube,
Und Satanas raunt mir in's Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Kapriert ſich Deiner, alter Thor!

IV.

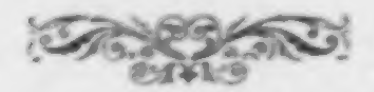
orte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleiſch, geliebte Puppe,
Immer Geiſt und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht ist Dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppiret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, Dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amor's Steeple-chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub' ich schier,
Ist für Dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deshalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme Deine Triebe;
Solches ist Dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.



Adolf Riese, Saalfeld i. Th.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Bodenstedt, Friedr., Einkehr und Umschau. Neueste Dichtungen. 5. unveränderte Aufl. 8. In höchst eleg. Mosaikbd. 6 M.

Nibelungenlied, Das. Nachgedichtet von **Dr. Adalbert Schröter.** 2 Theile in 1 Bde. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In eleg. Ausstattung. Broch. 6 M., in stilvollem Einband 7 M. 50 Pf.

Diese Nachdichtung des Nibelungenliedes vom Verfasser der allgemein anerkannt besten Erneuerung Walther's von der Vogelweide hat in der maßgebenden Kritik die glänzendsten Urtheile erfahren. Rühmte Professor Erich Schmidt, daß Schröter's Walther-Nachdichtung **alle ähnlichen Versuche weit überhob**, so rühmt Professor Wilhelm Hertz in München in der Besprechung Schröter's Berufung, „**unser altes Heldengedicht dem heutigen Geschlecht in tadelloser Kunstform neu zu schenken**" und urtheilt Zarncke's Literarisches Centralbl., daß dem Nachdichter seine Aufgabe „**in glänzender Weise**" gelungen sei, unter besonderer Betonung der Pracht seiner Diktion und des Wohllautes seiner Verse. — Von allen Erneuerungen des Nibelungenliedes ist dieser der Vorzug **einer in Stil, Form und Diktion wahrhaft poetischen Neugestaltung** einzuräumen.

Walther von der Vogelweide, Gedichte. Nachgedichtet von Dr. Adalbert Schröter. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. Eleg. broch. 3 M., in eleg. stilvollem Einband 4 M.

Schroeter, Adalbert, York von Wartenburg. Ein vaterländisches Heldengedicht. In eleganter Ausstattung: Preis br. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Die vorstehende Dichtung hat das **hochromantische, glorreiche** und für die **vaterländische Geschichte** entscheidungsschwere Leben des **Feldmarschalls York** zum Vorwurf und giebt ein kraftvolles, wechselreiches Bild der Freiheitskriege in jener feinen lyrischen Färbung ausgeführt, die man bereits an den besten Erneuerungen der Gedichte **Walther's v. d. Vogelweide** und des **Nibelungenliedes** durch den Autor gewöhnt ist.

Adolf Riese, Saalfeld i. Th.